

Mitteilungen aus dem

Quickborn

Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur
in Hamburg.

6. Jahrg.

Hamburg, April 1913

Nr. 3

Inhalt: Widmung. Von J. S. Fehrs. — Johann Hinrich Fehrs als Vollenber des Dorfromans. Von Jacob Bödewadt. — Über einige plattdeutsche Straßennamen in Hamburg. Von C. Rud. Schnitger. — Rundschau. — Theater. — Bücherbesprechungen. — Aus Zeitschriften und Tageszeitungen. — Aus der Vereinigung Quickborn in Hamburg.



Johann Hinrich Fehrs.

Pur.

Widmung

einem jungen Ehepaar in das Buch „Maren“ geschrieben.

Dat lat Zu seggn, min jungen Frünn:
 Holt fast an frame Holstenart!
 Wid weihst de Wind un schient de Sünn —
 Wat sött Zi noch? wo wüllt Zi hin?
 Dar's nig, wat beter weer, to finnn,
 Als Holstenart un Holstenhart.

Johann Hinrich Fehrs.

Johann Hinrich Fehrs als Bollender des Dorfromans.

Von Jacob Bödewadt.

Der Dichter, dessen 75. Geburtstag Anlaß gibt, uns die Bedeutung seines Lebenswerks wieder einmal recht eindringlich zu vergegenwärtigen, ist in seiner engeren Heimat ja bereits seit Jahrzehnten als einer der bedeutendsten Vertreter der neuplattdeutschen Literatur bekannt und geschätzt. Denn nach dem 1876 entstandenen, 1878 veröffentlichten „Lüttj Sinnert“, aus dem man die spätere Entwicklung des Verfassers noch kaum vorhersehen konnte, erschienen 1886 zusammen mit dem hochdeutschen die plattdeutschen Gedichte, die zum Teil köstliche Ausbeute zweier Jahrzehnte; 1887 folgte der erste Band „Allerhand Slag Lüüd“, dessen Skizzen und Novellen in den Jahren 1881—1886 entstanden sind; 1891 legte Fehrs den zweiten Band dieser Sammlung vor, darin die 1888 geschriebene prachtvolle Novelle „In't Försterhus“, und 1902 beschloß diesen Teil seiner Produktion vorläufig der Sammelband „Ettgrön“ mit der meisterhaften Erzählung „Ehler Schoof“, seinem im Jahre 1900 verfaßten, bis dahin umfangreichsten Werk. Hatte Klaus Groth schon bald nach Erscheinen des ersten Bandes „Allerhand Slag Lüüd“ geschrieben: „Fehrs ist kein Neuling in der Kunst, das holsteinische Volk in seiner heimischen Sprache zu zeichnen; er ist darin ein Meister, wie ihn die Heimat nicht zweimal aufzuweisen hat“, so konnte angesichts der stetig aufsteigenden weiteren Entwicklung des Dichters bei allen, die seine Werke kannten, über ihres Schöpfers hervorragende Stellung in der niederdeutschen Literatur vollends kein Zweifel mehr bestehen.

Bei allen, die ihn kannten — darin aber lag eine wesentliche Beschränkung. Vergegenwärtigen wir uns die herrschende literarische Mode der Jahre, in denen (bis auf „Ettgrön“) die genannten Bücher von Johann Hinrich Fehrs erschienen, so wird uns auch sofort klar,

wie wenig sie dem damaligen sogenannten „Geist der Zeit“ entgegenkamen. Auch in hochdeutscher Ausprägung hätten diese Gedichte, Skizzen und Novellen es kaum zu einem durchschlagenden äußeren Erfolg gebracht; denn mit einer „Revolution der Literatur“, wie sie das in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hervortretende „Jüngste Deutschland“ heraufbeschwor, hatten sie eben so wenig zu tun wie mit der akademischen und konventionellen Epigonenliteratur, gegen die jene Stürmer und Dränger sich so ungestüm auflehnten. Fehrs bot gesunde bodenständige „Heimatkunst“ — wie hätte man auf deren Klang hinhorchen sollen in einer Zeit, da alles Ausländische an sich Trumpf war? Und nun gar, wo Fehrs plattdeutsch schrieb! Die erste hinreißende Begeisterung, die Klaus Groths „Quickborn“ erzeugt hatte, war längst eingeschlafen, und Frits Reuters ihrem Vorbild in keiner Weise auch nur entfernt ebenbürtige Nachahmer hatten es allgemach beinahe wieder dahin gebracht, daß man bei einer plattdeutschen Erzählung in der Hauptsache derben Humor, ja plumpe Späße erwartete. So darf man sich schließlich nicht wundern, wenn „Allerhand Slag Lüüd“ trotz aller Anerkennung durch verständnisvolle Kritiker eigentlich nur in der engeren Heimat des Dichters Verbreitung fanden. Für den letzten Novellenband reicht eine solche Entschuldigung mit der Zeitströmung freilich nicht aus. Denn um die Jahrhundertwende gewann der Ruf „Los von Berlin!“ immer mehr Anhänger, drang die Forderung nach einer bodenständigen „Heimatkunst“ immer mehr durch. Diese Strömung hätte eigentlich auch „Ettgrön“ emportragen müssen, um so mehr, als im besonderen auch innerhalb der plattdeutschen Literatur, wie Klaus Groths in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts neu und glänzender denn je erstrahlender Stern bewies, die Ein- und Rückkehr zur Schätzung der rein dichterischen Werte erfolgte. Aber offenbar drangen diese Strömungen damals zunächst doch weniger tief und weit, als die landläufigen literatur- und kulturgeschichtlichen Darstellungen annehmen.

Den entscheidenden Erfolg brachte unserem Dichter jedenfalls erst sein im Spätherbst 1907 erschienener großer Roman „Maren“. Unter dessen Wirkung gestaltete sich für ihn der 70. Geburtstag zu einem Ehrentage, an dem nicht nur seine engere Heimat, sondern auch das weitere Niederdeutschland, ja darüber hinaus die Vorkämpfer aller echt deutschen Kunst ihm ihre Huldigung darbrachten. Wohl mag zu diesem schönen Erfolg die erfreuliche Erstarkung der auf Pflege aller bodenständigen Literatur überhaupt gerichteten Strömung beigetragen haben; aber die Vorbedingung war doch eben die innere Kraft und Größe der Dichtung, der sie mit zugute kam. Wohl trug zu der erfreulichen Tatsache, daß dieser „Dörproman ut de Tid von 1848—1851“ weit stärkere und schnellere Verbreitung fand als des Dichters frühere Bücher, zweifellos der Umstand mit bei, daß unsere Zeit nun einmal Romane selbst den besten Novellensammlungen vorzuziehen pflegt; aber hier hatte solche Laune auch einmal innere Berechtigung: denn mit „Maren“ hat Fehrs uns sicher sein bedeutendstes Werk geschenkt, ja nach meiner Ansicht das bedeutendste

Buch dieser Art, das unsere Literatur, und nicht nur die plattdeutsche, überhaupt aufzuweisen hat. Es ist keine übereilte Behauptung sondern meine durch wiederholte Nachprüfung nur jedesmal bestärkte Überzeugung, daß „Maren“, wie es zweifellos das Lebenswerk von Johann Hinrich Fehrs krönt, zugleich der höchste bis jetzt erreichte Gipfel, die Vollendung des deutschen Dorfromans ist.

Das ist nun zwar zunächst eine persönliche Auffassung, und wenn ich auch glaube, sie mit guten Gründen vertreten zu können, so kann ich mich natürlich nicht dafür verbürgen, daß die Literaturgeschichte sie so bald als Lehrsatz übernehmen wird. Und so entschieden ich auch die Berechtigung der Bequemlichkeitsphrase bestreite, daß literarisch-ästhetische Urteile eben Ansichtssache seien — wäre dem wirklich so, dann wäre Kritik und Literaturgeschichte im Grunde sinnlos —, so wenig möchte ich den Eindruck aufkommen lassen, als wolle ich die Bedeutung anderer Dichter verkleinern; so lebhaft würde ich mich vielmehr freuen, wenn mir von anderer Seite eine gleich tiefe und gleich umfassende Dichtung dieser Art gezeigt würde. Nur möge man hier endlich und endgültig alle kleinliche Stammeseitelkeit ausmerzen, die sich gerade in die Beurteilung plattdeutscher Dichter so leicht einschleicht, weil deren Werke ja von einem besonders starken Heimatgefühl getragen werden. Wollen wir der niederdeutschen Literatur die volle Gleichstellung mit der hochdeutschen erkämpfen — und das ist ja doch Sinn und Ziel der neuplattdeutschen Bewegung —, so müssen wir uns von allem engen Partikularismus frei machen. Ob Holsteiner, ob Mecklenburger, ob Westfale — das muß uns nebensächlich sein im Vergleich zu dem allein Entscheidenden: ob ein wirklicher Dichter zu uns in niederdeutscher Mundart spricht. Und anstatt die Vertreter der einzelnen Stämme in kurzfristiger Rechthaberei gegeneinander auszuspielen, sollten wir vielmehr die in der engsten Heimat mit Recht schon Anerkannten und Bekannten den Stammesverwandten möglichst schnell und möglichst herzlich nahezubringen suchen. Der hochdeutsch schreibende Dichter hat die ganze deutsche Welt als Publikum; dem plattdeutsch Dichtenden können wir einen so großen Leserkreis niemals verschaffen, aber auf die gesamte plattdeutsch sprechende Welt sollte er doch eigentlich rechnen können. Bisher beschränkt sich der einzelne Stamm im allgemeinen noch auf die Lektüre seiner engeren Landsleute und kümmert sich nur sehr wenig um die gleichwertigen oder vielleicht sogar stärkeren dichterischen Kräfte der übrigen plattdeutschen Provinzen, deren Schöpfungen doch seinem stammesverwandten Empfinden so außerordentlich viel zu bieten hätten, ließe er sich nur nicht teils aus Unkenntnis, teils aus unbegründeter Scheu vor der ihn zuerst etwas fremd anmutenden aber doch so schnell vertraut werdenden anderen Mundart von ihrem Genuß abhalten. Hier muß eine zielbewußte Aufklärungs- und Werbearbeit großen Stils einsetzen — unser Hamburger „Quickborn“ hat da bereits verdienstlich gewirkt —; denn nur dann werden wir unsere Sache zum vollen Sieg über Unkenntnis, Verständnislosigkeit und Gleichgültigkeit derer, die ihre Muttersprache noch verleugnen, führen können,

wenn wir bei unseren Landsleuten ein unbeirrbares Gefühl für die engste Zusammengehörigkeit ganz Niederdeutschlands wachrufen. Unentwegtes Zusammengehen aller niederdeutschen Stämme wird der neuplattdeutschen Bewegung erst die unwiderstehliche Stoßkraft geben, die sie braucht: wir müssen sozusagen eine neue, eine geistige, eine literarisch-kulturelle Hanse schaffen.

Eines der stolzesten Banner, die uns in solchem Kampf für Väterart und Muttersprache voranflattern, wird stets den Namen Johann Hinrich Fehrs tragen und daneben den Titel seines Hauptwerkes „Maren“. Was diesem Roman seine überragende Stellung in der plattdeutschen Literatur zuweist, sind zwei Dinge oder vielmehr die innige und einzigartige Verbindung dieser beiden: die glänzende Durchführung einer tiefen und eigenartigen Haupthandlung und zugleich die anschauliche Verkörperung einer ganzen Dorfgemeinschaft. Wie kaum ein anderer zeigt dieser Roman, daß echte „Heimatkunst“, also das, was wir von Anfang an mit diesem Schlagwort bezeichnen wollten — und Schlagwörter braucht man nun einmal, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten —, daß wohlverstandene „Heimatkunst“ nichts von jener geistigen Enge an sich hat, die ihre Gegner ihr anzudichten versuchten. Denn Fehrs bleibt nirgends in der äußerlichen Schilderung der mit guter Absicht räumlich beschränkten Welt seiner Geschichten stecken, sondern stellt mit sicheren Strichen plastische Gestalten vor unser Auge, die uns nicht nur lebhaftig vertraut werden, sondern auch voll inneren Lebens sind. Und gerade weil diesem dörflichen Leserkreis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch all der Zivilisationsfirnis fehlt, der heutzutage nicht nur in der Großstadt die äußeren Lebensformen so kompliziert, sondern auch schon die alte bodenständige, erdgewachsene Kultur des Dorfes angefressen hat — gerade das gibt dem Dichter die Möglichkeit, seine Hauptkraft der Darstellung seelischer Vorgänge zu widmen und unter verhältnismäßig einfachen äußeren Bedingungen ein ewig bedeutungsvolles Problem vollendet klar zu entwickeln, ohne es innerlich irgendwie zu beschneiden oder zu verbiegen: das Problem der Ehe ohne Liebe.

Nur die Hauptpunkte dieses seelischen Prozesses seien hier kurz ins Gedächtnis zurückgerufen. Warum Maren Boyesen, die stolze Friesin, den ungeliebten, ja nicht einmal geachteten Paul Struck heiratet, kommt klar zum Ausdruck in der bewegten Szene des 11. Kapitels, wo sie ihrem Bruder Tyge gegenüber ihre Handlungsweise verteidigt. „Wi möt wedder na haben!“; die Familie Boyesen soll ihr durch widriges Geschick verlorenes altes Ansehen zurückgewinnen mit Hilfe des wohlhabenden Schwagers, des reichsten Bauern von Ilenbeck. Also keine persönliche Habsucht treibt Maren in die unnatürliche Ehe, aber dennoch: „Se nehme em um sin Geld, rein um sin Geld, de Mann weer er doch gorto trurig.“ Will sie sich vor Selbstverachtung bewahren, so muß sie daher versuchen, aus ihm einen leidlich brauchbaren Menschen zu machen. Wie ihr das nun in zäher, unverdroffener Erziehungsarbeit gelingt, das überzeugend und zwanglos durchzuführen, ist Fehrs in bewunderungswürdiger

Weise gelungen. Leicht wird es Maren nicht; aber sie zwingt es schließlich doch. Die entscheidenden Wendepunkte dieses stillen Kampfes, der nur gelegentlich in offene Fehde umschlägt, stellt Fehrs unmittelbar dar in Szenen von packender Lebenswahrheit und erstaunlicher Menschenkenntnis, die den berufenen Erzieher verraten — Fehrs ist ja bis in ein hohes Alter hinein Lehrer gewesen — ohne doch jemals schulmeisterlich anzunuten. Ich erinnere nur an die Darstellungen, wie Maren die Hochzeitsfeier anordnet und dabei gleich ein bislang ungewohntes persönliches Verhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde anbahnt; wie sie zu Weihnachten ihren Mann das unbekannte Gefühl kosten läßt, anderen eine Freude bereitet zu haben; wie sie beim Hemdenzuschneiden scheinbar ganz zufällig und unabsehlich dem in kurzsichtiger Geldgier Befangenen die Sinnlosigkeit seiner Zinspekulationen zu Gemüte führt; wie sie nach einem durch boshafte Weiberzungen heraufbeschworenen Zwist ihn dazu bringt, sie notariell zur gleichberechtigten Mitbesitzerin seines ganzen Hab und Guts zu machen, und ihn so zwingt, die wucherischen Geldgeschäfte ganz aufzugeben. Aber auch andere, nicht zwischen den beiden Ehegatten spielende Szenen dienen mittelbar dem gleichen Zweck, die allmählich mit Paul Struck vor sich gehende Veränderung zu veranschaulichen, so z. B. die prachtwoll realistische Schilderung der Sitzung beim Bauernvogt, in der über die Stellung zweier Gespanne für den Krieg gegen Dänemark beschlossen wird, wobei Maren's segensreicher Einfluß auf ihren Mann mit köstlichem Humor dargestellt ist. Zuerst sträubt Paul Struck sich heftig gegen die Versuche, ihn aus seinem gewohnten Geleise zu bringen, aber bald ist er ganz zufrieden mit der Veränderung, die fast unmerklich mit ihm vorging; die Schilderung, wie in seinem Hause der Neujahrsabend 1849/50 gefeiert wird, zeigt so recht, wie behaglich und glücklich er sich schließlich in seiner neuen Lage fühlt.

So könnte Maren mit ihrem Erfolg wohl zufrieden sein. Aber im Grunde hat sie doch eben alles nicht um ihres Mannes willen, sondern aus Liebe zu ihrem Bruder, aus Familienstolz getan, innerlich fühlt sie auch als Paul Struck's Frau sich noch immer als eine Boyesen. Und als nun das von ihr Unerwartete eintritt, als sie erkennt, daß sie Mutter werden wird, da bricht sie innerlich zusammen: die Natur hat ihre schönsten Berechnungen zunichte gemacht, fortan gehört sie unzertrennlich zur Familie Struck und hat kein Recht mehr, mit ihrem und ihres Mannes Vermögen ihrem Bruder hochzuhelfen, sondern muß jetzt an den künftigen Erben denken. Den inneren Aufruhr, den die Gewißheit über ihren Zustand in ihr hervorruft, schildert Fehrs bekanntlich in Form eines langen Zwiegesprächs, das Maren in der Nacht darauf im Fiebertraum mit der verstorbenen Abel Lahann führt — eine grandiose Szene von packender Wucht! Erholt sie sich auch äußerlich scheinbar bald von der Krankheit, die die Aufregung zur Folge hatte, sucht sie sich auch innerlich so gut wie möglich mit der unabänderlichen Tatsache abzufinden — „De Stolt is dwungen un mutt sit kushen: ik bün Maren Struck un will nu mal versöken,

wat sit ut de maken leet“, sagt sie zu Dortjn Holm —, so ist doch etwas in ihr zerbrochen, was sich durch keinen noch so starken Willen wieder fitten läßt, und als nun der Schreck über die Unglücksnachricht von der verlorenen Schlacht bei Idstedt sie aufs Lager wirft und ihre Stunde kommt, da gebiert sie zwar ihrem Mann einen kräftigen, gesunden Jungen, sie selbst aber steht nicht wieder auf. Doch scheidet sie innerlich versöhnt mit ihrem Schicksal: ihr Bruder und ihr Mann stehen in gleicher Trauer als aufrichtige Freunde an ihrem Sterbebett, und ihr letztes Wort gilt dem Kind, das sie zuerst fast verabscheut hatte.

„Es hat etwas Erhebendes, einem solch tüchtigen und tapferen Menschenkind begegnet zu sein im Leben. Hat man es gar um sich gehabt und seine Liebe erworben, ist's ein seltenes Glück, das nachklingt wie ein Glockenton“ — sagt angesichts ihres nahen Endes der Arzt zu ihrem Bruder Tyge. Wie der Geist Maren's auch nach ihrem Tode im Struck'schen Haus in Ilenbeck weiterlebt und weiterwirkt, das hat Fehrs in einem wunderbar geruhigen Schlußkapitel dargestellt: der Name Maren wird von niemanden genannt, und doch beherrscht und erfüllt ihr Gedächtnis sie alle, die sich dort zusammengefunden haben. Und so lebt Maren auch in der Erinnerung des Lesers unauslöschlich fort als eine Gestalt, von der ein Strom von Lebensmut und Lebensstüchtigkeit ausgeht. Denn Fehrs hat nicht etwa zu dem Problem, das er in seinem Roman so tief und klar behandelt, nachträglich eine Trägerin konstruiert, sondern einen vollblütigen Menschen geschaut und gezeichnet, der dieses Problem erlebt, der es sozusagen dem Leser vorlebt. Wir müssen weit umherschauen, ehe wir in unserer gesamten Literatur eine Dichtung von gleicher Gestaltungsraft erblicken.

So wundervoll aber auch die Hauptgestalt Maren von Fehrs herausgearbeitet ist, so wenig ist mit dem Hinweis darauf der überquellende Reichtum des Buches auch nur angedeutet, und gewiß würde diese meisterhafte dichterische Leistung an sich noch nicht die Überzeugung rechtfertigen, daß Fehrs uns in „Maren“ den bedeutendsten aller Dorfromane geschenkt habe. Dieser — natürlich vom Dichter selbst niemals erhobene! — Anspruch gründet sich eben außer auf die Tiefe und menschliche Größe des darin ausgeführten Hauptvorwurfs auf eine zweite das Buch auszeichnende Eigenart: „Maren“ ist im besonderen ein wirklicher „Dorfroman“ im eigentlichsten Sinne des Wortes. Denn das Dorf, in dem er spielt, wird hier nicht nur, wie so oft in so sich nennenden Werken, lediglich als Hintergrund für die Entwicklung der Haupthandlung benutzt, die Nebenpersonen sind nicht nur Staffage, werden nicht nur gelegentlich, sozusagen im Vorbeigehen vorgeführt, um alsbald wieder zu verschwinden, sie scheiden nicht nur, wie so oft in Dorfgeschichten, allein wegen der Hauptpersonen da zu sein — nein, der ganze dörfliche Lebenskreis steht mit seiner täglichen Arbeit, mit seinen Sorgen und seinen Freuden dem Leser dauernd deutlich vor Augen, so anschaulich und lebendig, daß man nach der Lektüre des Buches meint, jahrelang mit all diesen

Leuten zusammen gelebt zu haben. Zum Teil sind diese Nebenfiguren außerordentlich reich ausgeführt. So z. B. die alte Abel Lahann, die „heel vel beter is as se utführt“, weil sie sich aus einem wüsten Leben doch ein im Grunde reines Herz gerettet hat — die Erzählung ihrer Lebensschicksale durch eine Freundin wird an ergreifender Wirkung noch übertroffen durch die aus Erhabene streifende Schilderung ihres Sterbens. So Neels Rivitt, der lustige Dorfschuster, durch den Fehrs in das im ganzen tieferen Buch prächtige Szenen voll echten, ungezwungenen Humors eingestreut hat, und der gleichwohl kein fader Spasmacher ist, sondern ein Mann, der sich in seiner Weise tapfer genug mit dem Leben herumschlägt, wie das z. B. das köstliche Kapitel zeigt, wo er sich selbst gründlich den Kopf wäscht, weil er sich zuerst geärgert hatte, daß sein Sohn Niklas nicht Schwiegersohn des reichen Fabrikanten wurde. Weiter die wundervolle Gestalt des alten Dirk-Scheper, der auf einsamer Heide seine Schafe hütet, von den Menschen nichts wissen will, dafür aber mit seinem treuen Hunde lange sonderbare Zwiegespräche führt. Seine Visionen, wie die vom König, der am „großen Tag“ kommen wird, um von seinem verfunkenen Reich wieder Besitz zu nehmen, oder vom Tod, der, von Pulvergeruch und Trommel- und Trompetenklang angelockt, an einsamer Stelle in der Nähe der feindlichen Heere sich niederläßt und Tag und Nacht seine Sense schärft, bis er beim ersten Kanonendonner aufspringt und an seine grausige Arbeit geht, gehören zum poetisch Schönsten der gesamten plattdeutschen Prosadichtung. Die Szene zwischen ihm und Paul Struck, wo er diesem das Leben und Sterben seines Ohms, des Wucherers Henn Karf, in unheimlichen, atembeklemmenden Bildern vormalt, bildet darstellerisch vielleicht den Höhepunkt des ganzen Buches. Und dann als Kontrast zu diesem Ausbruch glühenden Hasses, die beinah feierliche Szene, wo Dirk, tagelang mit seinen Tieren ohne Nahrung eingeschneit, Trank und Speise von sich weist, bis die Schafe und sein Hund Durst und Hunger gestillt haben. . . Nicht minder der Bauernvogt Detelt Rolff, diese Prachtgestalt bäuerlichen Stolzes und bäuerlicher Tüchtigkeit, in seinem vorbildlichen Verhältnis zu Frau und Sohn, in seiner kraftvollen Regierung des Dorfes, in seiner heißen Anteilnahme am Schicksal des Landes, das sich vergeblich unter schweren Opfern an Gut und Blut gegen die dänische Vergewaltigung seiner deutschen Eigenart auflehnt. Und bis herab zum Großknecht Klas Lamack und zum Ruhjungen Hannes Holm: nirgends blutlose Schreibfischkonstruktionen, sondern alles wirkliche Menschen von Fleisch und Bein und warm pulsierendem Leben.

Trotz dieses Gestaltenreichtums aber zerfällt der Roman keineswegs in einzelne nur lose zusammenhängende Episoden, der Aufbau des Ganzen ist vielmehr geradezu bewundernswert straff, ja einfach mustergültig. Keine der vielen Nebenpersonen, keine der zahlreichen scheinbar nur zwischen diesen spielenden Szenen ist nur um ihrer selbst willen da. Sie alle fügen sich als notwendige Glieder dem einheitlichen Plan ein, stets fällt durch sie auf die Titelheldin Maren irgend-

ein neues Licht oder führen sie die Haupthandlung in irgendeiner Weise ein Stück weiter. Maren bleibt stets die alles überragende Gestalt, um die sich alles gruppiert. Und das ist eben das Einzigartige des Buches, das, was es über alle anderen Dorfromane erhebt: daß es ein umfassendes Kulturbild dörflichen Lebens in unverbrüchlicher Treue, ohne jede Manier und ohne jede Tendenz bietet, und daß all diese ungemein anschaulichen Bilder und Gestalten von einem kraftvollen Kunstwillen zusammengehalten werden im Dienste eines einheitlichen Kunstziels, daß sie mit der Darstellung einer tiefen und reichen jeelischen Entwicklung zusammengeschweißt sind zu einem Gesamtkunstwerk höchsten Stils, in dem niederdeutsche Eigenart allseitigen vollendeten dichterischen Ausdruck gefunden hat.

Bei all diesen Betrachtungen habe ich zunächst ganz davon abgesehen, daß es sich hier um einen plattdeutschen Roman handelt. Denn wenn wir für die plattdeutsche Dichtung völlige Gleichberechtigung mit der hochdeutschen verlangen, so ergibt sich daraus ohne weiteres, daß wir an sie genau so strenge ästhetische Maßstäbe anlegen wie an Werke der Schriftsprache. Zum Schluß sei aber doch auch noch mit einigen Worten darauf hingewiesen, zu welcher Meisterschaft Fehrs die poetische Behandlung seiner Muttersprache entwickelt hat. Schon nach Erscheinen des ersten Bandes von „Allerhand Slag Lüd“ urteilte der gewiß strenge Kritiker Klaus Groth: „Es ist eine wahre Erquickung, einmal ein reines holsteinisches Plattdeutsch zu lesen, das man, in der Prosa wenigstens, kaum noch zu sehen bekommt. Das ist kein verbauerter Dialekt, den Fehrs spricht, der kokettiert nicht mit falscher Naivität, verdreht nicht Fremdwörter, um recht natürlich platt zu erscheinen; nein, er spricht und schreibt die gebildete Sprache eines geborenen Plattdeutschen. Dabei ist sie reich an selteneren Ausdrücken und eigentümlichen Bildern, die nicht der Lektüre entnommen, sondern auf holsteinischem Boden aus der Betrachtung der täglichen Umgebung geschöpft, aber eben darum wahr, echt und schlagend sind.“ Wie würde der Quickborn-Dichter sich erst gefreut haben, hätte er „Maren“ noch erleben dürfen! Denn hier ist Fehrs auch in der Sprachbehandlung noch weit über seine schon solchen Lobes würdigen Anfänge hinausgelangt, mit diesem Werk ist endgültig der Beweis erbracht, daß die plattdeutsche Sprache, sofern nur ein echter Dichter sie meistert, zum restlosen Ausdruck aller, auch der erhabensten Stimmungen vorbehaltlos geeignet ist. Deshalb haben wir Niederdeutschen doppelten Grund, uns dieses Dichtergeschenk dankbaren Herzens zu freuen.

Aber auch noch aus einer anderen, leider unerfreulichen Ursache kann man die gesamten Dichtungen von Johann Hinrich kaum hoch genug einschätzen. Wir alle wissen ja nur zu gut, wie infolge der modernen Entwicklung auch auf dem Lande ein Stück niederdeutscher Eigenart nach dem anderen unaufhaltsam abbröckelt. Die Dorfswelt, wie Fehrs sie uns vor Augen führt, ist in solcher Unberührtheit längst nicht mehr vorhanden; nach einem weiteren halben Jahrhundert wird sie unsere Kinder vielleicht schon ganz historisch anmuten. Ob wir

diesen Verfall jahrhundertalter Kultur noch in letzter Stunde werden aufhalten können, erscheint mehr als fraglich. Da ist es immerhin ein geringer Trost, daß die Welt unserer Väter in den Dichtungen von Johann Hinrich Fehrs unzerstörbar weiterleben wird, noch anschaulicher und noch vielseitiger als in Klaus Groths unsterblichem „Quickborn“. Und zwar nicht nur in „Maren“, sondern ebenso sehr in den früheren Schöpfungen unseres Dichters, gegen die man überhaupt über aller Bewunderung für den großen Roman, der zweifellos die Krone seines Schaffens ist, nicht ungerecht werden darf. Auch neben ihm verblassen die Perlen seiner Lyrik ebenso wenig wie die prächtigen Skizzen und Novellen, die Fehrs uns vorher schenkte, ja



Das Geburtshaus des Dichters Johann Hinrich Fehrs in Mühlenbarbed.

auf manche von diesen fällt erst von „Maren“ aus das Licht, das ihren Wert ganz erhellt. Denn in dem Roman begegnet der Leser einer ganzen Reihe von Gestalten, die ihm aus den Skizzen und Novellen schon bekannt waren. Trotzdem finden sich in der Zeichnung dieser Menschen weder Wiederholungen noch Widersprüche; jedesmal zeigt der Dichter sie von einer neuen, jedoch dem früher gegebenen Bild sich durchaus organisch einfügenden Seite, mit jeder neuen Behandlung wird ihr Gesamtbild ergänzt und vertieft. Und zwar gilt das auch für den Leser, der die Werke des Dichters nicht in der Reihenfolge genießt, wie sie auf dem Büchermarkte erschienen, sondern etwa vom Roman aus erst zu den früher liegenden Novellen kommt. Wobei übrigens zu bedenken ist, daß „Maren“ nicht etwa dem

ganzen Umfange nach erst nach „Ettgrön“ geschrieben wurde, daß vielmehr dies Werk den Dichter über zwanzig Jahre lang beschäftigt hat und die ersten Kapitel ungefähr gleichzeitig mit den Novellen „En swaren Drom“ und „Um hunnert Valer“ aus dem ersten Band von „Allerhand Slag Lüd“ entstanden sind. Wer sich allein mit „Maren“ begnügen wollte, würde sich dadurch um künstlerische Genüsse bringen, die in ihrer Art ebenso köstlich sind — Johann Hinrich Fehrs gehört eben mit all seinen Werken, die ja nun bald in einer schönen Gesamtausgabe vorliegen werden, in jedes niederdeutsche Haus, das Heimat-scholle, Väterart und Muttersprache zu schätzen weiß.

Über einige plattdeutsche Straßennamen in Hamburg.

Von C. Rud. Schnitger.

Wenn ich heute einige plattdeutsche Straßennamen besprechen will, so muß ich gleich von vornherein bemerken, daß ich mich auf Straßennamen in unserer Altstadt beschränken muß. In der Neustadt, sowie in den beiden ehemaligen Vorstädten St. Georg und St. Pauli kommen aus nachher zu erwähnender Ursache fast nur hochdeutsche Straßennamen vor, während in den neuen Stadtteilen, die sich aus ehemaligen Dorfschaften entwickelt haben, verhältnismäßig wenig plattdeutsche Straßennamen erscheinen, und diese sind fast nur aus alten Flurnamen entstanden.

Die Straßennamen der Altstadt sind, mit wenigen Ausnahmen, die erst in neuester Zeit erteilt worden sind (Mönckebergstraße, Schuppiusstraße usw.), wohl sämtlich im 13. bis 16. Jahrhundert aufgetommen. In dieser Zeit war das Plattdeutsche, oder genauer gesagt, das Mittelniederdeutsche die ausschließliche Verkehrs- und Umgangssprache. Selbst manche besondere, nur für Hamburg bestimmte Urkunden und Dokumente, wie die Stadtrechte von 1292 und 1497, die älteren Rezeffe, die Bugenhagen'sche Kirchenordnung, eine Anzahl früherer Chroniken u. a. sind niederdeutsch abgefaßt. Es fällt dabei nicht ins Gewicht, daß einige städtische Verwaltungen, z. B. die Rammerei und die Hypothekenverwaltung, ihre amtlichen Niederschriften lateinisch abfaßten, wenn auch hin und wieder niederdeutsche Wörter mit eingeschoben wurden; die Hypothekenbücher wurden sogar, wenn ich nicht irre, bis zur französischen Zeit lateinisch geführt. Dabei ist jedoch zu erwähnen, daß sowohl die für die Hypothekengläubiger als auch die für den Grundeigentümer bestimmten Abschriften aus jenen Büchern, für jene die sogenannten „Extrakte“, für diesen die „Beschwerung“, in deutscher Sprache erteilt wurden.

In den lateinisch geführten Hypothekenbüchern wurden auch meistens die Straßennamen mit übersezt; es findet sich aber zuweilen auch der gebräuchliche deutsche Straßename mitten im lateinischen Text, wenn der Stadtbuchschreiber keinen lateinischen Ausdruck dafür wußte. So erscheinen z. B. die Namen: Klingberg (Elingenberg), Rattrepel, Burstah (Burstat) nie in lateinischer Übersetzung.

Mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts kommt auch in Hamburg die hochdeutsche Sprache allmählich auf. Die Ursache davon haben wir zum Teil wohl darin zu suchen, daß junge Hamburger nach der Einführung der Reformation in Hamburg häufig an mitteldeutschen Universitäten, z. B. die angehenden Theologen in Wittenberg, studierten, daß hochdeutsche Bibelübersetzungen und Katechismen hier mehr benutzt wurden. Besonders wirkte zum Vordringen der

hochdeutschen Sprache der starke Zuzug der aus Mittel- und Süddeutschland in den 1620er Jahren flüchtenden Protestanten mit, die in dem gerade zu der Zeit stark erweiterten und wohlbesetzten Hamburg vor den Greueln des damals tobenden Religionskrieges Schutz suchten und fanden, — ist doch diejenige Neustadt zum weitaus größten Teile schon bis zu Ende des 17. Jahrhunderts angebaut worden. Diese Flüchtlinge brachten alle (oder doch die meisten von ihnen) die hochdeutsche Mundart mit, und die Folge war, daß fast alle Dokumente, Ratsmandate, Verordnungen vom 17. Jahrhundert an hochdeutsch abgefaßt wurden¹. Merkwürdigerweise blieb ein wichtiges und vielgebrauchtes Schriftstück: der hamburgische Bürgereid, wenn ich nicht irre, bis zur Einführung der neuen Verfassung 1859/60 plattdeutsch².

Vom 17. Jahrhundert an beginnen auch die beiden ehemaligen Vorstädte St. Georg und St. Pauli sich mehr anzubauen; doch geht's nur langsam, und St. Georg wird erst mehr bewohnt, nachdem es in den Jahren 1678 und 1679 nach Osten hin befestigt worden war. St. Pauli ist nie befestigt worden, und die Bebauung begann erst in beträchtlicher Entfernung von den Stadtwällen. So ging denn auch die Benennung der Straßen nur langsam vorwärts und geschah außerdem in einfacher Weise. Daher bieten die älteren Straßennamen jener ehemaligen Vorstädte so gut wie gar kein Material für unseren Zweck.

Wenn auch durch immer genauer werdende Führung der Hypothekenbücher die bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts noch mehrfach vorkommende Schwankung mancher Straßennamen³ allmählich aufhörte, so wurden die Namen unserer Straßen doch erst 1788 endgültig festgelegt; nach der in diesem Jahre erfolgten Gründung der Allgemeinen Armen-Anstalt wurden, um den Armenpflegern ihre Tätigkeit zu erleichtern, Blechschilder mit dem Namen der Straße und einigen anderen zurechtweisenden Angaben (Kirchspiel, Regiment und Kompagnie der Bürgerwache⁴, Armeidistritz usw.) an den Ecken der Straßen befestigt. — Eine größere Abänderung von Straßennamen innerhalb der Stadt ist erst zu Anfang 1900 erfolgt, und zwar, um Irrtümern vorzubeugen, die durch ein doppeltes Vorkommen eines Straßennamens, z. B. Altstadt Fuhrentwiete, Neustädter Fuhrentwiete, die verschiedenen Neustraßen (die ohnehin längst nicht mehr neu waren) u. a. m., oder durch Numerierung, z. B. 1., 2., 3. Elbstraße usw., entstehen konnten und auch öfter entstanden sind⁵.

Der vorhin erwähnte allmähliche Übergang der Vorherrschaft von der niederdeutschen auf die hochdeutsche Sprache gibt sich auch in unseren Straßennamen kund, von denen eine verhältnismäßig nicht sehr große Anzahl plattdeutscher Namen, und zwar, wie schon gesagt, fast nur in der Altstadt, geblieben sind. Man hat sie 1788 wohl belassen, weil sie sich zu fest eingepägt hatten, und weil eine hochdeutsche Form dafür keinen Beifall gefunden hätte; man denke nur an: „der taube Fl-ß“ für Dovenfleth, oder: „Pechhausen“ für Dickhuben. Es finden sich dann auch Namen, die im Plattdeutschen und Hochdeutschen gleich klingen, wie „Grasteller“, „Dornbusch“, „Wandrahm“ und einige andere. Endlich gibt es auch Namen, die aus einem plattdeutschen und einem hochdeutschen Wort zusammengesetzt, also gewissermaßen „miffingsche“ Namen sind, so z. B. „Zippelhaus“ (eigentlich: bei dem Zippelhause), aus dem plattdeutschen „Zippel“ (mittelniederdeutsch „sipolle“ oder „tzipolle“)⁶ und dem hochdeutschen „Haus“ zusammengesetzt. Daneben besteht in der mündlichen Sprache auch noch die rein plattdeutsche Form „Zippelbus“.

Die überwiegende Mehrzahl unserer Straßennamen sind zusammengesetzte Hauptwörter; sie bestehen aus einem sich mehr oder weniger oft wiederholenden Grundwort: Straße, Gang, Twiete, Weg, Markt usw. und irgendeinem

¹ Ein im Verein für Hamb. Geschichte befindlicher, von Dr. Matth. Schlüter angelegter Sammelband, bezeichnet „Hamburgische Policey-Sachen“, enthält eine Menge solcher teils gedruckter, teils handschriftlicher Dokumente aus dem 17. Jahrhundert, fast alle hochdeutsch. ² Siehe den Abdruck eines solchen Bürgereides in der Monatschrift „Der Hamburger“, 1. Jabra. 3. Heft, S. 53. ³ So kommt z. B. die Mattentwiete von 1299 bis 1417 unter vier verschiedenen Namen vor. Vgl. Mitteilungen aus dem Duxhorn, II., S. 111. ⁴ Später Bataillon und Kompagnie des Bürgermilitärs. ⁵ Ganz befestigt ist dieser Umstand auch heute noch nicht; so wird, wie ich es mehrfach erfahren habe, die Papenstraße, in der ich wohne, mit der Papenhuberstraße und mit dem Papen damm verwechselt, die alle drei noch dazu zu verschiedenen Postämtern gehören. ⁶ Vgl. Dr. Lübbers' Dr. Walter, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch, S. 349.

Bestimmungswort, das aus bestimmter Ursache jenem vorangestellt ist; dieses Bestimmungswort ist entweder ein Hauptwort oder ein Eigenschaftswort. — Einfache Namen sind nur wenige: Brook, (bei den) Pumpen, Neß und einige andere. In beiden Gruppen sind übrigens auch einige, die bis heute noch nicht einmündig erklärt sind: Cremon, Raboisen, Kattrepel, Klingberg⁷, Bohnenstraße.

Als noch jetzt vorhandene ursprünglich plattdeutsche Straßennamen nenne ich folgende: Berg (noch im Namen „Bergstraße“ erhalten), Brodschranzen, Brook, Burstah, Depenau, Dovenfleth, Görttwiete, Herrlichkeit, Kaaftswiete, Rajen, Ribbeltwiete (jetzt Ribbelsteg), Küterwall, Mattentwiete, Meßberg, Mönkedamm (ehemals mit dem „Schliekuth“), Mühren, Neß, Dickhuben, Reeden-damm (?), Schaarmarkt, Schopensfehl, Stedelhorn, Stubbenhuf, Tbeerhof, Teilsfeld, Thielbed (diese zwei in der Neustadt), Wandrahm; in St. Georg den Vorgeß und die Koppel; in St. Pauli die Reeperbahn.

Ich bemerke zu diesem Verzeichnis noch im allgemeinen, daß auch viele hochdeutsche Straßennamen im mündlichen Verkehr plattdeutsche Formen haben; z. B. Steinstraße, plattdeutsch: Steenstraat; Großneumarkt, plattdeutsch: Grot-neemarkt (mit dem Ton auf der letzten Silbe) u. a. m.

Die vorhin aufgezählten plattdeutschen Straßennamen lassen sich nicht wohl in bestimmte Gruppen einordnen; ich habe sie daher gleich in alphabetischer Reihenfolge genannt, und werde sie auch in dieser besprechen. Es wird nicht unangebracht sein, bei einigen von ihnen kurze geschichtliche Mitteilungen zu geben. — So klein aber die vorhin gegebene Zahl der plattdeutschen Straßennennungen im Verhältnis zur Gesamtheit der hamburgischen Straßennamen ist, so sehe ich mich trotzdem bei der Fülle des Stoffes, der sich darbietet, genötigt, mich auf die Namen Berg, erhalten in „Bergstraße“, Brodschranzen, Brook, Burstah, Dovenfleth und Herrlichkeit zu beschränken, hoffe aber, die übrigen bei einer anderen Gelegenheit besprechen zu können.

Der Name Berg kommt allein nicht mehr vor, da die Örtlichkeit, die er bezeichnete, durch das große Feuer vom Mai 1842 mit vernichtet worden ist; er hat sich aber in dem 1838 erteilten Straßennamen „Bergstraße“ erhalten⁸. Der Berg, mittelniederdeutsch berch, kommt mit dieser deutschen Bezeichnung in dem sonst lateinisch geführten ältesten Stadterbebucho zuerst 1268 vor, wird aber lateinisch, also mons, schon um 1254 genannt⁹. Die deutsche Bezeichnung kommt 1268 und 1270 in verschiedenen Formen (de Berge, de Bergen, de Berga), aber nur als Zusatz zu einem Personennamen, vor, während die lateinische Bezeichnung fast ausschließlich Straßennamen ist, und nur zweimal, 1268 und 1269, in vorgenannter Weise verwendet¹⁰ wurde. Es ist sehr wohl möglich, daß der so bezeichnete Grundbesitzer, Johannes de Berge oder de Monte (denn es ist sicher in beiden Fällen eine und dieselbe Persönlichkeit) ursprünglich am „Berge“ gewohnt hat, wie auch andere Straßennamen als unterscheidende Zusätze zu Personennamen dienen, z. B. Fredhericus de Crimun¹¹, Fredericus de Grimme¹², Albertus de Ponte Molendini¹³, usw.

Der „Berg“ war das westliche Ende des von Osten her über Horn, Hamm, Borgfelde usw. sich westlich zur Alfterniederung ziehenden Geestrückens. Er hat von dieser Höhenlage seinen Namen; doch hat die „Berg“ benannte Örtlichkeit schon am oberen Abhang jener Erhebung gelegen. Er wird von L. von Hef in seiner Topographie, 1. Aufl. (1787), I., S. 164, und 2. Aufl. (1810), I., S. 227/228, als ein viereckiger, nicht großer Marktplatz bezeichnet; der Marktverkehr war nur sehr gering, und beschränkte sich nur auf die Feilbietung von Holz und Torf in kleinen Mengen, und mehr wird auch wohl früher hier nicht zu haben gewesen sein. Doch mag der Platz bis ins 17. Jahrhundert und vielleicht auch noch länger, ziemlich verkehrreich gewesen sein, weil nahe dabei der alte Fleisch-Schranzen war, der vom Berg zur kleinen Bäckerstraße durchging;

⁷ Allerdings habe ich versucht, die Namen Kattrepel und Klingberg zu erklären; doch hat man gegen meine Deutungen verschiedenes eingewandt, so daß ich für sie keine unbedingte Richtigkeit beanspruchen kann. — Der betr. Aufsatz findet sich in der Hamburgischen Schulzeitung, Jahrg. 1905, Nr. 51. ⁸ Die Straße hieß ursprünglich „Hinter St. Peter“, und dieser Name hat sich noch längere Zeit in der Redensart „Dat slaart sic op achter Sanct Peter“ erhalten. Sie führte wie die jetzige Bergstraße von der St. Petri-Kirche zur Alfter. ⁹ Vgl. Zeitschr. des Vereins f. Hamb. Gesch., I., 395 und 341. ¹⁰ Vgl. daselbst, S. 362 und 403. ¹¹ Zeitschr., I., S. 332. ¹² Daselbst S. 381. ¹³ Daselbst, S. 330, 359, 366 usw., ebenso Willeke de Ponte Molendini: daselbst, S. 393

hier war außer dem Fleisch von Schlachtvieh auch Wildbret mancherlei Art zu haben¹⁴.

In früherer Zeit war der Berg auch die Richtstätte, wo Leibes- und Lebensstrafen vollzogen wurden; er hatte also eine traurige Berühmtheit. Am Berge befanden sich die Frohnerie, das Gefängnis für die zum Tode Verurteilten, und davor der Raat, an dem die Leibesstrafen (Staubfesen und Brandmark) noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts vollzogen wurden¹⁵, während das Hochgericht schon viel früher nach außerhalb des Steintors verlegt worden war.

Der vornehmste der auf dem Berge Gerichteten ist wohl der im Jahre 1428 hier enthauptete Ratsherr Johann Ekeze gewesen, über dessen Verschulden und Buße Dr. Otto Bencke in seinen Geschichten und Sagen (3. Aufl., 1886), S. 124 ff., nach alten Chroniken ausführlich berichtet.

Der Brodschranken¹⁶ wird schon 1270 zuerst genannt, und zwar als Brotscharne in Diviti Platea¹⁷. Noch jetzt geht der Brodschranken von der nordwestlichen Ecke der großen Reichenstraße links zur Zollenbrücke, rechts zum Dornbusch.

Brot wie scarne (auch scharne) sind mittelniederdeutsche Wörter. Jenes ist wohl als ein gemeingermanisches Wort anzusehen, während scarne oder scharne zunächst eine Bank bedeutet, auf der Fleisch, Brot usw. feilgeboten werden¹⁸, dann aber auch die Gesamtheit dieser Bänke, oder die Halle bezeichnet, in der diese Bänke untergebracht waren. Schranke (Schranken) bezeichnet einen abgegrenzten Verkaufsraum des Marktes¹⁹. Man wird wohl schon früh, vielleicht schon im dreizehnten Jahrhundert, den Brotverkauf, soweit er nicht im Hause des Bäckers geschah, unter ein schützendes Obdach gebracht haben, um ihn der Unbill der Witterung zu entziehen. Läden in jetziger Form gab es in älterer Zeit nicht. Der Kleinverkauf vollzog sich im unteren Raume des Hauses, der nach der Straße zu durch zwei horizontale Holzladen geschlossen war, „geöffnet fiel der eine nach unten, und bot den Platz zum Ausbreiten der Waren, und der andere gab, oben befestigt, (den auf der Straße stehenden Käufern) Schutz gegen die Witterung.“²⁰ Zuweilen war auch, wie an dem alten Zippelhause in Hamburg, außen ein vorspringendes Schusdach vorhanden, das Waren und Käufer schützte; der vorhin erwähnte Holzladen schlug dann nach innen²¹.

Eine spätere Form der Brotverkaufsstellen im Brodschranken zeigt die Abbildung 18 in Melhop, Alt-Hamburgische Bauweise, S. 48. Es sind kleine, niedrige Buden mit Fenstern und darüber befindlichem kurzem Schusdach. Die Fenster konnten hier entweder zur Seite oder halb in die Höhe geschoben werden.

Mit diesem öffentlichen Brotverkauf nahe der (alten) Börse hängt auch wohl das frühere sogenannte Börsenbäcken zusammen. Während die Bäcker im allgemeinen früher für den Sonntag nur morgens frisches Weißbrot lieferten, hatten stets vier Meister (zwei in der Altstadt und zwei in der Neustadt?) auch am Sonntagnachmittag²² frisches Weißbrot vorrätig zu halten, mußten also am Sonntagvormittag noch einmal backen. Die Namen der betreffenden Meister, die das zu besorgen hatten, wurden dann am Sonnabend in der Zeitung bekannt gemacht als diejenigen, die das „Börsenbäcken“ hatten.

Der Name Brook kam ursprünglich bis ins 16. Jahrhundert dem ganzen südlich der Festungswerke des alten Hamburgs liegenden Marschgelände zu. Er bedeutet im Mittelniederdeutschen eine tiefliegende, von Wasser durchbrochene,

¹⁴ Zeitschr., IX, S. 134, in dem Aufsatz von Dr. C. Walthert, Georg Oeslingers Hamburgisches Reisehandbuch usw. ¹⁵ V. von Besj, Topographie, 2. Aufl., I., S. 233. ¹⁶ Nach einer im November 1903 erlassenen Verordnung soll die Schreibung der hamburgischen Straßennamen so beibehalten werden, wie sie vor der amtlichen Einführung der jetzt geltenden Orthographie war. (Vgl. u. a. Hamb. Fremdenbl. Nr. 294 vom 16. Dez. 1903, 2. Beilage.) ¹⁷ Zeitschr., I., S. 409. ¹⁸ Auf einem Kupferstich aus dem Jahre 1580, „Der Marktplatz zu Lübeck“ (als Facsimile-Beilage 7 in G. Steinhausen, Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit, Leipzig, 1899) sieht man drei lange Bänke, auf denen aneinander Fleisch, Fische, Obst usw. zum Verkauf ausgelegt sind. Diese Bänke stehen aber ganz frei, ohne Schusdach. In einem niedrigen Gebäude rechts von diesen Bänken, als „Butter-Bude“ bezeichnet, mit etwas vorspringendem Schusdach, findet ein reger Verkauf statt, wahrscheinlich von Butter statt. ¹⁹ Vgl. Dr. Lübben-D. Walthert, a. a. O., S. 320 und 334. ²⁰ G. Steinhausen, a. a. O., S. 67. Vgl. die Darstellung solcher daselbst, S. 82, Abb. 86. ²¹ Melhop, Alt-Hamburgische Bauweise, S. 296 und 297, Abb. 241 und 242. ²² Eine Sonntagsruhe wie jetzt gab es ebemals nicht; die meisten Läden, besonders die, wo Lebensmittel verkauft wurden, waren bis zum späten Abend geöffnet.

mit Gebüsch bestandene Fläche²¹. Das entsprechende hochdeutsche Wort ist „Bruch“ (mit gedehntem Vokal). Ein Teil dieses Brookes wurde zu Anfang der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit in die Stadtbefestigung einbezogen, nachdem schon längere Zeit vorher hier Lagerhäuser errichtet und Ruzgärten angelegt worden waren²². Das Wohnen in diesem Bezirk war bis zur Einbeziehung in die Stadt verboten.

Die ehemalige Straße „Brook“ hieß amtlich (d. h. in den Hypothekenbüchern) „Schiffbauerbrook“, nach dem Schiffbau, der hier, vielleicht schon seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, betrieben worden war. Noch auf dem zweiten Prospekt (zwischen 1568 und 1577) in Lappenbergs Programm zur 3. Secularisierender der bürgerchaftlichen Verfassung Hamburgs (1828) sind an der Nordseite des Brooks ganz deutlich Schiffsbauplätze erkennbar²³. Die Herberge der Schiffszimmerleute, das sogenannte Kranzhaus, ist erst bei den Bauten für den Anschluß Hamburgs an das Deutsche Zollgebiet verschwunden.

Der Name „Brook“ kommt auch in Zusammensetzungen: Brooksbrücke, Brooktorquai, Holländischer Brook, Wandbereiterbrook usw. vor.

Der Burstah heißt in den älteren Hypothekenbüchern stets „Buerstade“, und es ist damit zunächst nur der jetzige große Burstah gemeint. Dieser Name ist aus „Buerstade“ verkürzt, dessen Grundwort „stade“ das mittelniederdeutsche Hauptwort stade = Gestade, Ufer ist. Das Bestimmungswort „bur“ („buer“) ist mittelniederdeutsch soviel wie Bauer, Bürger, oder im allgemeinen Sinne auch Bewohner²⁴. Danach wäre „Buerstade“ also zu erklären als eine zum allgemeinen Gebrauch der Bürger dienende Stelle des (Alfter-) Ufers. Nach Gaedechens, a. a. O., S. 33, lag dieses „Stade“ dem kleinen Burstah gegenüber; noch bis vor 10 bis 12 Jahren war hier ein öffentlicher Flethgang, der jetzt überbaut ist.

Der Burstah ist ein Teil des zu Ende des 12. Jahrhunderts bei Anlage der Niedermühle aufgeworfenen Staudammes, der mittels einer Stautür unter der Mühlenbrücke die obere Alfter gegen die Elbe für jeden Schiffsverkehr völlig absperrete. Von der Elbe zur Alfter (deren Mündung damals noch unterhalb des „Eichholzes“ lag) fahrende Schiffe konnten also nicht weiter als höchstens bis in die Nähe der Trostbrücke kommen, während Fahrzeuge von der oberen Alfter her anfangs noch bis an den erwähnten Staudamm gelangen konnten. Aber auch das mußte aufhören, als in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein Staudamm für die etwa gleichzeitig erbaute Obermühle erbaut wurde, der spätere Reesendamm, jetzt Jungfernstieg. — Aus dem Kontrakt des Rates der Stadt Hamburg mit Hinrich Reese, dem Müller der Obermühle um 1270²⁵, wissen wir aber, daß auf dem erwähnten Damme Holz, das alfterabwärts gekommen war, aufgestapelt werden durfte, und daß an einer bestimmten Stelle des Dammes, der Overtucht, Balken und andere Hölzer in die kleine Alfter hineingebracht werden durften. Dieses Holz ist dann wahrscheinlich auf der Alfter bis an die erwähnte Stelle des Niederdammes gebracht worden, von wo man es, entweder auf großen Karren oder auf Schleifen, weiter in die Stadt befördert haben wird. Diese Beförderungsart mag uns jetzt als umständlich erscheinen; es ist aber zu bedenken, daß damals eine Straßenpflasterung in Hamburg noch kaum vorhanden war, die Straßen also bei schlechtem Wetter für Pferde und Wagen, besonders für beladene Wagen, schwer zu passieren waren. Wie lange jener Holztransport zu Wasser erfolgt ist, läßt sich nicht sagen. Die Abspernung der kleinen Alfter gegen die Elbe hörte 1530 auf. In diesem Jahre wurde die Schleuse bei dem (alten) Willertore, die jetzige Graskellerschleuse, umgebaut und zum Durchschleusen von Prahmen eingerichtet, so daß diese nun von der Elbe bis zum Oberdamm und in das Fleth beim Wölkedamm gelangen konnten²⁶.

Nach dem liber hortorum Nicolai²⁷ kommt der Straßename burstat erst 1332 vor; es geht aber aus dem Zitat nicht klar hervor, ob dieser Name damals schon eine bebauten Straße bezeichnete.

²¹ Dr. Lübben-Dr. Walther, a. a. O., S. 67. ²² Vgl. hierzu: Gaedechens, Historische Topographie, S. 100 und 101. ²³ Später wurden die Schiffswerften nach dem Grasbrook verlegt. ²⁴ Vgl. Dr. Lübben-Dr. Walther, a. a. O., S. 372 und S. 70 und 71, wo auch eine größere Zahl von Zusammensetzungen mit bur angegeben ist. ²⁵ Abgedruckt in der Zeitschr., I., S. 392 und 393. ²⁶ Gaedechens, a. a. O., S. 106. ²⁷ Daselbst, S. 33, Anm. 2.

Der jetzige kleine Burstab hat erst später, vielleicht im 16. Jahrhundert, diesen Namen nach dem großen Burstab erhalten. Vordem hieß er die Schmiedestraße, und wird als „Schmiedestraße in der Neustadt“ zuerst im Jahre 1269 genannt³⁰; dieser Name kommt auch 1434 noch vor³¹.

Der Name „Burstab“ ist, und das möchte ich auch bei dieser Gelegenheit wieder betonen, durchaus nicht auf die Fabel von einem Gefecht zwischen Brauerknechten und Bauern zurückzuführen. Diese, vielleicht aus dem 17. Jahrhundert stammende Geschichte ist zwar schon wiederholt als reine Erfindung gekennzeichnet worden, taucht aber bei einzelnen Schriftstellern immer wieder auf.

Das Dovesfleth ist erst seit 1509 bebaut³², jedoch kann es als Straße oder Weg „bei den Planen“ schon früher vorhanden gewesen sein. In früherer Zeit, etwa seit den 1230er Jahren, zog sich hier die südliche Befestigung der Stadt längs der jetzigen Straßen Dovesfleth, (bei dem) Zippelhaus und (bei den) Mühren hin³³.

Zur Erklärung des Namens „Dovesfleth“ möge Folgendes dienen. Das Bestimmungswort *dof* bedeutet zunächst „taub“ in unserem jetzigen Sinne, dann aber so viel wie „leer“, bei Gewässern auch wohl so viel wie „ohne stetigen Zu- oder Abfluß“, wie z. B. in der Bezeichnung „Dove Elbe“. Das Grundwort *fleth*, mittelniederdeutsch *vlet*, ist hier im allgemeinen jedes fließende Gewässer, gleichviel ob natürlich oder künstlich angelegt, also sowohl „Strom, Fluß, Bach“ als auch „Kanal“³⁴. In Städten ist *vlet* ein natürliches oder künstlich hergestellter Flußarm, und diese Bedeutung hat das Wort „Fleth“ insbesondere in Hamburg, wo sich im südöstlichen Stadtheil eine größere Anzahl solcher Wasserarme findet.

Das Fleth, nach dem unsere Straße benannt ist, ist nicht das in den 1880er Jahren zum Zollkanal erweiterte, südlich der Straße belegene Fleth. Der Name kommt vielmehr von einem Graben, der an der Stelle der jetzigen Straße „Hinter der Lembkentwiete“ war und zu einer mutmaßlich im 11. Jahrhundert dort angelegten Befestigung gehörte³⁵. Diese Befestigung ist anfangs nur aus Holz hergestellt gewesen, und auch bei der in den 1230er Jahren erfolgten Neubefestigung dieser Gegend verwendete man nur Holz³⁶; erst später, gegen Ende des 14. Jahrhunderts, ersetzte man diese doch nur schwache Befestigung durch Mauern. Nach jener hölzernen Befestigung trug der hinter ihnen entlang führende Weg den schon erwähnten Namen „Bei den Planen“ (*iuxta planas*), der schon 1258 vorkommt³⁷. Der vorhin erwähnte Graben hieß 1407 das Dofe Fleth (*surdum flumen*), welcher Name erst später auf die Straße „Bei den Planen“, das jetzige Dovesfleth, übertragen worden ist³⁸. Der Ostteil dieser Straße ist übrigens mutmaßlich später erbaut als der Westteil.

Das Fleth hinter der Lembkentwiete ist erst 1878 zugeworfen worden³⁹.

Die Herrlichkeit endlich scheint ihren Namen mit Unrecht zu führen; denn „herrlich“ im Sinne von „schön, glänzend“ ist diese Straße wahrlich nicht. Sie ist vielmehr schmal, ohne eigentliches Trottoir, und der Wasserlauf, der Kinnstein, ist in der Mitte der Straße. Sie ist aber dennoch interessant, weil sie noch heute als einziges und letztes Beispiel (von einigen sogenannten Gängen abgesehen), die Beschaffenheit vieler Straßen des alten Hamburgs vor hundert und mehr Jahren zeigt.

Ehe hier die Straße mit dem schönen Namen entstand, war hinter dem Rödingsmarkt ein Festungswerk, ob ein Wall oder eine Mauer mit Thürmen kann ich nach dem mir vorliegenden Material nicht sagen; es befanden sich hier auch Gärten, die der Stadt gehörten, und deren Benutzung denjenigen Herren des Rats zustand, die hier auf dem Festungswerke zeitweilig das militärische Kommando hatten⁴⁰. Diese Gärten waren also ein Bezirk mit Herrngerechtfame, und solcher Bezirk wird im Mittelniederdeutschen auch als *herlicheit* bezeichnet⁴¹.

³⁰ Zeitschr., I., S. 406. ³¹ Gaedechens, a. a. D., S. 35, Tert und Ann. 4. ³² Neddermeyer, Topographie, S. 225. ³³ Gaedechens, a. a. D., S. 20. ³⁴ Vgl. Dr. Lübben-Dr. Walfher, a. a. D., S. 83 und 484. ³⁵ Gaedechens, a. a. D., S. 13. ³⁶ Gaedechens, a. a. D., S. 20. ³⁷ Zeitschr., I., S. 347. ³⁸ Gaedechens, a. a. D., S. 46. ³⁹ Dabelst, S. 286. ⁴⁰ Vgl. zu vorstehendem: Neddermeyer, Erklärung der Straßennamen Hamburgs vor dem Brande von 1842, in den Neuen Hamburgischen Blättern, Jahrg. 1845, Nr. 45, S. 374. ⁴¹ Vgl. Dr. Lübben-Dr. Walfher, a. a. D., S. 143, und Dr. Dan. E. Sanders, Handwörterbuch der deutschen Sprache, 8. neu bearb. und verm. Aufl. Von Dr. J. E. Wülfing (Leipzig und Wien 1912), S. 316.

Dieser Name ist dann später auf die zu Ende des 16. Jahrhunderts hier angelegte Straße übergegangen, und zwar in der Form „Herrlichkeit“.

Die genannten Straßennamen haben ihre ursprüngliche Bedeutung längst verloren; sie sind zu Eigennamen geworden. Sie sind nicht als etwas Nebenjächtliches und Unbedeutendes zu behandeln; sie geben vielmehr an ihrem Teil dem Freunde unserer städtischen Geschichte und Heimatkunde nicht zu unterschätzende topographische und kulturgeschichtliche Hinweise auf das Werden unserer Stadt und auf Sitten und Gebräuche in ihr zu früherer Zeit. Freilich geben sie uns auch hier und da ein Rätsel auf, und es ist nicht angebracht, den einen oder den anderen Straßennamen, dessen Bedeutung nicht gleich sinnenfällig ist, nur nach dem äußeren Klang des Wortes erklären zu wollen. Es bedarf oft sehr vieler Mühe, um das Richtige zu erforschen, und es ist nicht immer bestimmt zu sagen, ob das mit Mühe Gefundene auch wirklich vor der Kritik bestehen kann.



Rundschau



Prof. Dr. Ernst Brandes †. Am 20. Februar ist unser Mitarbeiter Prof. Dr. Brandes im 52. Lebensjahr gestorben. Er war geboren am 26. April 1861 zu Wentorf bei Gransee und zuletzt als Gymnasialoberlehrer in Deutsch-Krone (Westpreußen) tätig. In seiner philologischen Erstlingsarbeit gab Brandes kritische Beobachtungen über die Zeit einiger attischer Komödien. Ferner schrieb er Beiträge zu *Ubland* und „*Aus Fritz Reuters Leben*“. Mit Prof. Seelmann u. a. war er an der Herausgabe der *Reuter-Ausgabe* des Bibliographischen Instituts beteiligt. Unseren Lesern werden besonders seine in diesen Blättern veröffentlichten wertvollen Studien über John Brinckman und Felix Stillfried im Gedächtnis sein. Beide Arbeiten sind seit ihrem Erscheinen viel benutzt und in Werken und Aufsätzen über die Dichter zitiert worden. Ubrigens hat Brandes auch anderswo Beiträge zu den genannten plattdeutschen Dichtern, auch zu Reuter, veröffentlicht, so in den „*Grenzboten*“, in *Niedersachsen* und im *Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*.

In seinen Arbeiten fiel angenehm eine große Objektivität auf, die jedem gern das Seine gab, den Hofsteiner nicht etwa unter Verkennung der Stammesverschiedenheiten mit mecklenburgischer Elle maß, und die ihn davor bewahrte, „seine“ Dichter gegen andere und auf deren Kosten auszuSpielen, wie das leider wieder in dem kürzlich erschienenen Werte Ruffs über Brinckman geschehen ist.

Wie werde ich es dem allzufrüh Dahingegangenen vergessen, wie bereitwillig er auf meine Bitten um Aufsätze über Brinckman und Stillfried einging und mit welchem Eifer und welcher Pünktlichkeit, die niemals auch nur die leiseste Anmahnung nötig machte, er in diesen und anderen Fällen die so freundlich übernommenen freiwilligen Verpflichtungen erfüllte. Paul Wriede.

Zu Febrs 75. Geburtstag. Zum 70. Geburtstage hatte die Vereinigung Quickborn in Hamburg, nachdem sie kurz vorher den Dichter als Vorleser bei sich hatte begrüßen dürfen, eine große Febrs-Feier veranstaltet. Diesmal hat die Literarische Gesellschaft zu Hamburg die eigentliche Febrs-Feier übernommen, die am 24. Februar im großen Saale des Conventgartens stattfand. Nach dem Vortrage von Gorch Fock und den Vorlesungen von Otto Ernst rief die zahlreiche Zuhörererschaft stürmisch nach dem Dichter, dessen fast jugendlich elastische Erscheinung denn auch schließlich auf dem Podium sichtbar ward. — Am 11. März sprach Jacob Bödewadt im Quickborn über Johann Hinrich Febrs als Vollenber des Dorfromans. Am 10. April wird der Quickborn einen Febrs-Volksabend veranstalten. — Über weitere Febrs-Feiern hoffen wir im nächsten Heft berichten zu können.

Neue Febrs-Ausgaben. Wie bereits mitgeteilt, soll zum Herbst im Verlag von Alfred Janssen in Hamburg eine gediegene Gesamtausgabe der Febrs'schen Dichtungen erscheinen, von deren Inhalt ungefähr der vierte Teil anderweitig im Buchhandel nicht erhältlich ist. Der Subscriptionspreis für die vier

stattlichen Ganzleinenbände beträgt nur 15 Mk. (Ladenpreis 20 Mk.), für die Liebhaberausgabe auf acht Bänden in Leder 40 Mk. (Ladenpreis 50 Mk.). Schon nach dem jetzt (Mitte März) zu übersehenden Erfolg der Subskription erscheint die Ausgabe gesichert. Da nun aber die Feier des 75. Geburtstags des Dichters am 10. April diesem zweifellos manche heute noch abseits stehende Kreise zuführen wird, soll durch Verlängerung der Subskriptionsfrist bis Ende April auch diesen noch Gelegenheit geboten werden, die „Gesammelten Dichtungen von Johann Hinrich Fehrs“ zum Vorzugspreis zu beziehen. Für die dem Dichter am Geburtstage zu überreichende Liste der Vorbesteller können natürlich nur die bis Ende März eingegangenen Subskriptionen Berücksichtigung finden. — Den ersten Unterzeichnern des Subskriptionsaufrufs haben sich inzwischen angeschlossen: Marie Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Glücksburg, die Herren Bürgermeister Dr. Predöhl und Senator von Melle in Hamburg, Oberpräsident von Bülow (Schleswig), Dr. Ferd. Avenarius, Prof. Adolf Bartels, Dr. Andreas Blund, M. d. R., Prof. Dr. Conrad Borchling, Prof. Ottomar Ensing, Otto Ernst, Gustav Falke, Gorch Fock, Dr. Siegfried Heckscher, M. d. R., Fimm Kröger, Prof. Hermann Krumin, Iven Kruse, Fritz Lau, Prof. Dr. D. Lauffer, Oberbürgermeister Lindemann, Prof. Dr. D. Menning, Charlotte Niese, Wilhelm Poed, Dr. Schifferer, M. d. R., Oberbürgermeister Schnackenburg, Prof. Heinrich Sobnrey, Sanitätsrat Dr. Stille, Helene Voigt-Diederichs, Karl Wagenfeld, Dr. Augustin Wibbelt, Prof. Dr. Wilhelm Wisser, Geh. Rat Prof. Dr. Karl Woermann, Prof. Dr. Eug. Wolff, Prof. Dr. Richard Wosidlo und viele andere.

Gleichfalls im Verlag von Alfred Janssen erscheint dieser Tage als erstes „Quickborn-Buch“ unter dem Titel „Holstenarr“ ein kleines, gut ausgestattetes Bändchen, das Jacob Bödewadt unter Berücksichtigung auch des noch nicht in Buchform vorliegenden neueren Schaffens unseres Dichters für den Hamburger „Quickborn“ herausgibt. Dieses Fehrs-Volksbuch, das den Mitgliedern unserer Vereinigung kostenlos zugestellt wird, ist im Buchhandel für 50 Pf. zu haben.

Endlich wird die Firma H. Lübr & Dirks in Garding, die die Einzelausgaben der Fehrschen Werke weiterverlegt, demnächst eine schön ausgestattete Einzelausgabe der Novelle „Ehler Schoof“ erscheinen lassen. In die bevorstehende Neuausgabe der Novellensammlung „Ettgrön“ wird diese Erzählung nicht wieder aufgenommen werden. Von den Originalausgaben der Fehrschen Bücher haben es „Lüttj Hinnek“, „Allerhand Slag Lüü“ und „Maren“ bisher auf je 4, „Ettgrön“ und „Zwischen Hecken und Halmen“ auf je 2 Auflagen gebracht.

Groth-Stätten. Die Erhaltung des Geburtshauses Klaus Groths ist gesichert. Kreis und Provinz haben größere Beiträge bewilligt. Eine ungenannte Dame hat 1500 Mark, Professor Bartels 1200 Mark zur Verfügung gestellt. Außerdem sind noch kleinere Beiträge gesammelt worden. — Die Unterhaltung des Grabes Groths haben jetzt die Erben des Dichters übernommen.

Es ist zu hoffen, daß Vernachlässigungen von Groth-Erinnerungsstätten nun endlich keinen Anlaß mehr zu beschämenden Auseinandersetzungen geben werden.

P. W.

Hebbel und das Plattdeutsche. Friedrich Hebbel, diese Verkörperung niederdeutschen Geistes, hat kein Werk in niederdeutscher Sprache geschrieben. Daraus den Schluß zu ziehen, daß er dem Plattdeutschen ablehnend gegenüberstand, wäre aber grundverfehrt. Zumal die schönen Briefe an Klaus Groth beweisen das Gegenteil. Aber auch sonst fehlt es bei Hebbel nicht an verschiedenen Beziehungen zu seiner Muttersprache, die er in seiner Kindheit ausschließlich gesprochen hat. „Wi sünd beid arm un wi blift arm, wenn wi sülm nix ut uns matt“, soll der Dorfjunge einmal tiefinnig zu einem Kameraden gesagt haben. Es sei hier auch an das plattdeutsche Wort „glupen“ erinnert, das zweimal in den Nibelungen vorkommt. Hier konnte der Dichter nicht anders als zu dem plattdeutschen Wort greifen, denn für dieses Glupen fehlt der hochdeutschen Sprache tatsächlich der Ausdruck. Stieren und Starren decken sich keineswegs damit. Die Meinung Ludwig Wienbargs, daß das Plattdeutsche nicht gepflegt, sondern ausgerottet werden müsse, tut Hebbel

ausdrücklich als „wunderlich“ ab. Auch gelegentliche Verwendung des Plattdeutschen ist bei Hebbel nichts Seltenes. In dem Brief vom 19. Oktober 1861, den er seiner Christine von Hamburg schrieb, bestellt er einen heimatischen Gruß: „alle lassen grüßen; de lüttje Runrad, de grote Diene.“ Und in seinem ersten Tagebuche läßt er gar einen Hamburger Karrenschieber also plattdeutsch philosophieren: „Ne, Minschenfründe giff dat in Hamborg nich mehr; stell de Herr sik vör: da gah it to eenen Saten von Wief un stell een Pand up eenen Kößeln, aberst, dat Wief is schlümmer as de Juden, se nimmt nich den Pand.“ Wobei das „schlümmer“, wenn es nicht auf einen Schreibfehler zurückgeht, allerdings vermuten ließe, daß dieser frühe Hamburger „Löwe“ ein halber Quidje gewesen sein müßte.

Übrigens mag hier auch der Kuriosität halber daran erinnert werden, daß das Plattdeutsche Hebbel einmal sozusagen das Leben gerettet hat, denn wie er in seiner Selbstbiographie für F. A. Brockhaus berichtet, wäre er nach dem Hamburger Brande im Mai 1842 beinahe auf der Straße erschlagen worden, weil der aufgebrachte Pöbel ihn für einen Fremden, also für einen Feueranleger hielt. „Mich rettete bloß mein Plattdeutsch“, heißt es wörtlich, wobei man vielleicht sogar vermuten darf, daß ihm auch die hamburgische Mundart einigermaßen geläufig gewesen sein muß.

Hebbels Stellung zu Groth ist besonders klar in seinem Brief vom 27. September 1857 ausgedrückt, in dem es heißt: „Selten oder nie hat mich eine dichterische Erscheinung der modernen Literatur so angeregt und überrascht, wie Ihr Quickborn, und Ihre Tat fällt für mich um so schwerer ins Gewicht, als Sie Ihr Instrument erst zu bauen hatten, bevor Sie Ihre Melodie spielen konnten. . . Ich bin nicht müde geworden, für Sie ‚Propaganda‘ zu machen, mein Töchterchen weiß Ihren ‚Matten Haf‘ auswendig, den ich übrigens, es nebenbei zu sagen, für eine der köstlichsten Spitzen deutschen Humors halte, und ich selbst kann jederzeit mit dem ‚Orgeldreier‘ und ganzen Stellen aus ‚Hans Schander‘ aufwarten. Noch vor zwei Abenden müßten Ihnen die Ohren stark geklungen haben; der alte Geheimrat Loebell aus Bonn brachte den Mittwoch im Kreise meiner Freunde: bei uns zu, das Gespräch kam auf Sie, und in welchem Sinn, können Sie daraus entnehmen, daß der alte Herr mir immer nur das eine antwortete: ich bin erstaunt, aus Ihrem Munde so etwas zu hören!“ Und schließlich heißt es am 26. November 1862: „Übrigens kenne ich Ihren ‚Rotgeter‘ längst und betrachte ihn als eine höchst vortreffliche Erweiterung und Ergänzung Ihrer Familienbilder. . . Der alte Hland ist tot; nun kam Ihnen die Krone des Liedes niemand mehr streitig machen.“

Auch aus Emil Ruhs Hebbel-Biographie erfahren wir manches über Hebbels Stellung zum „Quickborn“, und wenn man noch hinzu fügt, daß Hebbel jeden Norddeutschen, der ihn besuchte, auf das Buch aufmerksam machte, so dürfen wir Hebbel geruhig auch als einen „Freund der niederdeutschen Sprache und Literatur“ bezeichnen.

Kleine Aufzeichnungen. Am 3. Januar 1913 starb Professor Richard Weltrich im 69. Lebensjahre. Mit ihm ist wiederum ein treuer Förderer Fritz Stavenhagens dahingegangen (s. M. a. d. D., 2. Jhrg., S. 103). — Ottomar Enking ist vom König von Sachsen zum Professor ernannt worden. — Am 8. Februar begingen der in Gautsch bei Leipzig wohnende plattdeutsche Schriftsteller Angelius Beuthien und seine Ehefrau, geb. Rust (Tochter des Pächters Rust in Demjan, bei dem Fritz Reuter seine „Stromtied“ verlebte), ihre goldene Hochzeit. Beuthien hat sein Vermögen als Pächter verloren und sich danach der Schriftstellerei zugewandt. Er schrieb plattdeutsche Erzählungen aus Schleswig-Holstein. In Leipzig am Markt eröffnete er eine Weinstube, in der sich bald literarische Kreise sammelten. Der 78 jährige Beuthien ist auch heute noch schriftstellerisch tätig. — Franz Grabe, der in Lüdingworth wohnende Verfasser zahlreicher haderer Geschichten und Gedichte feierte am 12. März seinen 70. Geburtstag. — Vom Reuter-Denkmal in Stavenhagen kommt die Kunde, daß die Werksteine, welche die Figurenreihen, die allbekanntesten Gestalten aus den Reuterschen Dichtungen, umschließen, bereits gerissene oder ausgewaschene Fugen zeigen. Hoffentlich wird der lockere Aufbau unsichtbar nachgebessert, bevor größerer Schaden eintritt.

Niederdeutsche und verwandte Vorlesungen und Übungen in Hamburg werden im Sommerhalbjahr 1913 halten: a) für das Kolonialinstitut: Herr Kloeke: Niederländisch für Anfänger, Niederländisch für Fortgeschrittenere. Herr Professor Dr. Borchling: Kapholländisch. b) für das allgemeine Vorlesungswesen: Herr Professor Dr. Borchling: Geschichte des deutschen Dramas im Mittelalter, mit Erklärung des niederdeutschen Sündenfalls des Arnolbus Immesen. Übungen zur Aussprache des Neuhochdeutschen. Mittelniederländische Übungen. Herr Kloeke: Niederländisch für Fortgeschrittenere, niederländische Übungen.

Beiträge zu einem hamburgischen Wörterbuch zu sammeln, hat der Vorstand der Vereinigung Quickborn beschlossen. Er geht dabei von der Erwägung aus, daß die Veränderung mancher Lebensverhältnisse, besonders auch der Arbeitsmethoden (durch Elektrifizierung usw.), eine gründliche Veränderung vieler Bezeichnungen, Kommandos usw. gebracht hat. Manche sind überflüssig geworden und verschwunden, andere hochdeutsch oder sogar fremdsprachig geworden. Volkstunde und Sprachwissenschaft haben aber ein großes Interesse an der Aufzeichnung dieses alten Sprachgutes, in dem sich zum großen Teil auch ein kerniger niederdeutscher Humor widerspiegelt. So wird ein besonderes Augenmerk zu richten sein auf die alten plattdeutschen Ausdrücke des Handwerks, des Handels, des Schiffbaues und der Schifffahrt. Außerdem soll aber auch die Küchenprache berücksichtigt werden, und den volkstümlichen Bezeichnungen der Pflanzen soll ebenso sehr Aufmerksamkeit geschenkt werden wie dem alten Hamburger Ausruf und der volkstümlichen Schelt- und Spottrede. Endlich sollen (besonders zur Ergänzung bereits angefangener Sammlungen) Volks- und Kinderreime, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten gesammelt werden, die Volks- und Kinderlieder nach Möglichkeit mit den Singweisen, die Reime der Kinderspiele zugleich mit den Beschreibungen der Spiele. Die Vereinigung Quickborn hofft, mit Hilfe der Presse alle guten Hamburger und Hamburgerinnen für diesen Plan interessieren zu können und wird aus den eingesandten Aufzeichnungen der Presse von Zeit zu Zeit Auszüge zur Verfügung stellen. Einsendungen für dieses Werk werden erbeten an die Vereinigung Quickborn, Hamburg 25.

Ein **Wörterbuch für den mecklenburgischen Sprachzweig** wird jetzt ebenfalls in Angriff genommen werden. Der Vorstand des plattdeutschen Landesverbandes für Mecklenburg und Lübeck ist nach mehreren Beratungen, an denen auch einmal Professor Dr. Richard Wossidlo teilnahm, nunmehr zu diesem Entschluß gekommen. Die Arbeit wird, wie das schleswig-holsteinische Wörterbuch beweist, eine Reihe von Jahren in Anspruch nehmen. Für die ersten Kosten bewilligte ein Freund der plattdeutschen Bestrebungen eine Beihilfe von hundert Mark.

Zur **Wörterbucharbeit** wird unser Quickborn demnächst einen Beitrag in seinen „Quickbornbüchern“ bringen in Gestalt einer Arbeit Johs. E. Rabes über alte Hamburger Speicher und Speicherausdrücke, Geräte, Bezeichnungen, Kommandos beim Auf- und Absetzen der Waren usw. Weitere Arbeiten werden in unseren „Mitteilungen“ veröffentlicht werden, so von Herrn C. Rud. Schnitger über die alte Küche, über vergessene Gebäcke und anderes. — Zwei mir vorliegende Sonderdrucke, von denen sich der eine mit dem münsterländischen, der andere mit dem ostfriesischen Plattdeutsch beschäftigt, bewegen sich auf ähnlichem Gebiete, jedoch mit dem Unterschied, daß der eine Verfasser sich hauptsächlich der heute noch lebenden Volkssprache angenommen hat, der andere das ältere Zeitungsdeutsch seiner zweiten Heimat nach plattdeutschen Anklängen durchforscht hat. Karl Wagenfeld hat im 40. Jahresbericht des westfälischen Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst eine von großem Fleiß zeugende Arbeit „Über die Pflanzen und ihre Namen im Plattdeutschen des Münsterlandes“ veröffentlicht, und man muß ihm von Herzen zustimmen, wenn er es zum Schluß als wünschenswert bezeichnet, daß in den Schulen, namentlich in den Landschulen, „neben den hochdeutschen Benennungen auch die plattdeutschen Pflanzennamen Beachtung fänden, da sonst in ganz kurzer Zeit die Pflanzennamen aus dem Volke verschwunden sein werden“. Es ist dankenswert, daß Wagenfeld sich nicht auf die Aufzählung der Pflanzennamen beschränkt hat,

sondern auch zahlreiche Sprichwörter und Redensarten wiedergibt, die auf Pflanzen Bezug haben. Die andere Arbeit ist ursprünglich in der Festnummer zum 100jährigen Bestehen der „Ostfriesischen Zeitung“ in Emden erschienen und betitelt sich „Der ostfriesisch-niederdeutsche Sprachschatz im Spiegel der Ostfriesischen Zeitung“ von Dr. C. Borchling, Professor in Hamburg“. Borchling hat sieben alte Jahrgänge jenes Blattes durchgearbeitet und aus der damals der lebenden Volkssprache noch näherstehenden Zeitungssprache wertvolle Aufzeichnungen gemacht, über die wir schon früher berichtet haben (5. Jhrg., S. 141 ff.). Auch diese Arbeit ist für die Dialektvergleiche von großem Wert. Die alt-hamburgischen Zeitungen würden gleichfalls wertvolle Beiträge hierzuliefern können. Nicht zu vergessen wären dabei die plattdeutschen Texte der „Reform“-Wilder und die Wiskonkurrenzen der „Hamburger Fünfspennigpost“ (später „Sonntagspost“). Auch die Werke der plattdeutschen Dichter Hamburgs würden ein ergiebiges Feld darstellen. P. W.

Vom plattdeutschen Humor. Die Öffentliche Bücherhalle zu Hamburg schreibt in einem Bericht über ihre Bestände an humoristischer Literatur: „Das Plattdeutsche eignet sich so gut zum Ausdruck des Humors, daß der größte Teil der plattdeutschen Literatur zugleich humoristisch ist. Fritz Reuter verdient hierin unbedingt den ersten Platz, daß es nichts verschlägt, wenn ein Gutzkow, der uns selbst heute so fade erscheint, oder blinde Bewunderer Claus (richtig Klaus. D. S.) Groths ihn herabzusetzen suchen. Wenn die Bemühungen der Patriotischen Gesellschaft, den Sinn für das Vorlesen zu Hause wiederzuerwecken, erst in weitere Kreise gedungen sein werden, so wird in der Familie Fritz Reuter wohl mehr als irgend ein anderer Dichter gelesen werden. Von den übrigen plattdeutschen Schriftstellern können wir nur noch Brinckman, Fehrs, Mühl, Stille, Wiffer und Freudenthal nennen; im übrigen müssen wir auf die Namen unter „Plattdeutsche Literatur“ und auf die „Hamburgensien“ im Katalog hinweisen; denn von den hamburgischen Verfassern schreibt ein großer Teil sowohl plattdeutsch wie humoristisch; von Namen können wir hier nur Poed, Stavenhagen, Lau, Daniel Bartels, den Verfasser des „Grillenscheucher“, Jürs und Piening anführen. Weiter auf die plattdeutsche und hamburgische Literatur einzugehen, muß eventuell einer anderen Gelegenheit vorbehalten werden. Alle Dichtung im Dialekt neigt naturgemäß zum Humor und würde auch besser mehr darauf beschränkt werden, als es heute geschieht; nur Stolz'es Gedichte in Frankfurter Mundart und Vormann's Gedichte im Leipziger Dialekt können hier aufgeführt werden.“

Einige dieser Bemerkungen über Dialektliteratur und besonders über das Plattdeutsche und seine Dichtung sind geeignet, die schiefen und falschen Ansichten, die über das Plattdeutsche im Schwange sind, nur noch zu fördern und zu stärken. Zweifellos eignet sich das Plattdeutsche gut zur Darstellung des Humors. Daß der größte Teil (?) der plattdeutschen, d. h. der nachreuterschen Literatur humoristisch ist, liegt aber wohl weniger an der besonderen Befähigung des Plattdeutschen dafür, sondern in der Hauptsache an der blinden Nachahmung Fritz Reuters, besonders seiner „Läuschen und Riemels“, die über die plattdeutsche Dichtung großes Glend gebracht und allerdings das Plattdeutsche zu einem Ausdrucksmittel für Spazmacher und Poffenreißer herabgewürdigt haben. Interessant wäre es aber immerhin, einmal eine nähere Begründung dafür zu hören, „daß alle Dichtung im Dialekt naturgemäß zum Humor neigt und auch besser mehr darauf beschränkt würde, als es heute geschieht“. Der Verfasser der fraglichen Zeilen scheint zu diesem Urteil wohl durch eine allzu milde, um nicht zu sagen kritiklose Beurteilung der plattdeutschen Dichtung gekommen zu sein, worauf die Nennung von Daniel Bartels, Theodor Piening und Heinrich Jürs in einem Atemzuge mit Stavenhagen, Poed und dem Volksteiner (nicht Hamburger!) Fritz Lau schließen läßt. Wer die Werke unserer großen und größten plattdeutschen Schriftsteller unbefangen und vorurteilslos auf sich wirken läßt, kann es unmöglich im Ernst als ein Glück bezeichnen wollen, wenn das Plattdeutsche sich mehr auf den Humor beschränkt. Wir müssen allerdings an die plattdeutsche Literatur den gleichen Maßstab anlegen wie an die hochdeutsche; daß dann manches wie die Spreu vorm Wind davonfliehet, ist nur zu wahr. Aber daran ist doch nie und nimmer das Plattdeutsche

schuld, das doch mehr als einmal den Beweis erbracht hat, daß es zur Darstellung großer und ernster Stoffe befähigt ist. Ich hebe aus der Menge heraus J. S. Fehrs großen Roman „Maren“, dessen Lektüre ein Erlebnis ist, oder Augustin Wibbelts „Schulte Witte“ und seine anderen großen Erzählungen, oder Karl Wagenfelds und Fritz Laus Skizzen, oder Stavenhagens „Mudder Mews“. Trotz Guxlow, der mit seinem Genossen Rudolf Wienberg das Plattdeutsche als „Sprache der Hausknechte“ geschmackvoll bezeichnete, ist auch die Lyrik Klaus Groths wohl noch nicht überwunden, und auch seine Nachfahren haben von seiner Kraft nichts verloren. Oder will einer die ethischen und ästhetischen Werte, die in Hellmuth Schröders oder in der des Westfalen Wibbelts Lyrik liegen, verkennen? Freilich, nicht jedem ist es gegeben, plattdeutsch zu denken und zu dichten, zu schreiben und zu lesen und — zu verstehen.

Dr. G. Ruhlmann.

Die Läusehdichterei, die viel zu der Vertennung der plattdeutschen Literatur beigetragen hat, nimmt Dr. Wilhelm Ruff in seinem Werke „John Brindmans hoch- und niederdeutsche Dichtungen“ (Berlin 1913, Wilhelm Süßerot) gebührend unter die Lupe: „Wenn man objektiv und gerecht urteilt, muß man zugeben, daß Groth mit seinem scharfen Angriff auf Reuters Läuschen und Kimeis' im Prinzip nicht Unrecht gehabt hat. Denn die Läusehdichterei hat sich allmählich zu einer Gefahr für die nd. Dichtung überhaupt ausgewachsen. Jeder fühlt sich berufen, einen öden Kalauer in pld. Verse umzuschmieden, und das Publikum scheint sich an diese zweifelhafte Kost, die lediglich die Lachmuskeln in Bewegung setzen will, so gewöhnt zu haben, daß es für wirkliche nd. Dichtung fast unempfänglich geworden ist. Natürlich darf man Reuter nicht für die Sünden seiner Nachtreter verantwortlich machen; müßte man dann doch auch Schiller verdammen, weil von ihm die unübersehbare Flut der unerfreulichsten Blankversdramen ausgeht. Aber schon Reuters Läuschen hatten schwere Fehler an. Gewiß sind Prachtstücke darunter, die man um keinen Preis missen möchte. Aber die große Mehrzahl kann einer Kritik nicht standhalten. Vielfach hat er abgedroschene, althergebrachte aufgefunden. Auf den Versbau hat er meist nicht die mindeste Sorgfalt verwandt, und dem Reime zuliebe hat er oft der Sprache Gewalt angetan. Mehr als die Hälfte aller seiner Läuschen erreicht den Durchschnitt nicht. Seine Nachahmer aber haben nur seine Fehler und nicht seine Vorzüge. Leider hat man es bisher unterlassen, diesen merkwürdigen Erzeugnissen mit der nötigen Schärfe entgegenzutreten, teils aus falscher Rücksichtnahme, teils weil man die Gefahr verkannte. Es wird die Aufgabe der Fachzeitschriften sein (der „Selbom“ hat leider bis jetzt ganz versagt), mit allerschärfster Kritik einzuschreiten.“ Wir bemerken hierzu, daß die „Mitteilungen aus dem Quickborn“ schon seit ihrer Begründung (1907) ganz im Sinne der nun auch von Ruff aufgestellten Forderung gewirkt haben, was sie bei den Läusehdichtern und ihren Beschützern natürlich nicht gerade beliebter gemacht hat.

P. W.

Plattdeutsch und Esperanto. Im „Tageblatt für Vorpommern“ stand kürzlich: „Die internationale Hilfssprache Esperanto schreitet unaufhaltsam auf dem Wege vor, ein Bindemittel zur Verständigung der Nationen zu werden, die durch die vielen verschiedenen Sprachen voneinander getrennt sind. Seit kurzem besteht eine internationale Bibliothek in dieser Sprache, die bereits 22 Bände aufweist. Darin sind polnische, deutsche, russische, japanische, bulgarische, altilateinische, ungarische Dichter vertreten, und jetzt sind auch die plattdeutschen Erzählungen von Heinrich Vandlow in der vortrefflichen Übersetzung von E. Scheerpeltz hinzugetreten, die „Nordgermany Katontoj“ betitelt sind. Sie erbringen den Beweis, wie schmiegsam diese wohl klingende Sprache ist, daß sie selbst dialektische Feinheiten wiedergeben kann und dem Leser und Kenner der Sprache daselbe heitere Lachen abnötigt, wie die Originalerzählungen es tun. Man sieht, daß Esperanto in ungehemmtem Siegeszug sich die Welt erobert, und daß die Bewohner der fernsten Länder mit seiner Hilfe sich auch in den Geist der plattdeutschen Sprache vertiefen können.“ — Mit der Übersetzung von plattdeutschen Büchern in Esperanto mag ja vielleicht einem bringenden Bedürfnis abgeholfen worden sein, daß man sich aber durch eine Esperanto-Übersetzung in den Geist der plattdeutschen Sprache soll vertiefen können, das ist eine Wendung, die mir auch „ein heiteres Lachen“ abnötigt. P. W.

Französisch-Plattdeutsch 1813. Während der Besetzung Hamburgs durch die Franzosen, so erzählt man sich, wollte eine in der Neustadt wohnende alte Waschfrau von ihrer Arbeitsstelle auf dem Hamburger Berge durch das Millerntor nach Hause gehen. Am Tor rief die Schildwache sie an: «Qui-vive?», «La vache», antwortete die Waschfrau ruhig. «Bête», schmauzte der Soldat sie an, und sofort begann die Alte das Vaterunser herzubeten. Darüber ergrimmete der Franzose noch mehr, und mit einem Fußtritt stieß er sie durchs Tor. Als in der Woche darauf die Herrschaft auf dem Hamburger Berge sich bei der Alten erkundigte, ob sie denn neulich gut in die Stadt zurückgekommen sei, antwortete sie vergnügt: „Ganz good, son bitt'n Französch kann ik ja all, denn is dat licht to.“

„**Los von Berlin**“? In dem Bericht der Kieler Zeitung über einen Hamburger Abend des Kieler Vereins Quickborn heißt es: „Herr E. Schnadenberg, der den Abend mit Vortrag und Rezitation ausfüllte, warf zunächst die Frage auf, was aus dem plattdeutschen Sprößling, dem der zum Gedeihen so nötige Obergärtner fehle, werden solle. Er vertrat die Ansicht, daß die Leitung des Verbandsblattes ‚*Gelbom*‘, das in Berlin erscheint und redigiert wird, nach Hamburg oder Kiel verlegt werden müsse. Berlin sei eben berlinisch und nicht plattdeutsch. Hamburg sei plattdeutsch wie keine zweite Stadt.“ Der Bericht schließt mit den Worten: „Hamburg ist plattdeutsche Stadt in der Vergangenheit und in der Gegenwart, ist eine Hüterin in schwerer Zeit gewesen und die Geburtsstadt niederdeutscher Dramen. Dort, wo jetzt auch die Wissenschaft sich des Niederdeutschen angenommen, ist der Boden für unser Vereinsleben; nicht in Berlin. Sollten die bestehenden Schwierigkeiten nicht zu überwinden sein, dann ist Kiel genötigt, die Leitung zu übernehmen, denn Kiel ist auch noch eine plattdeutsche Stadt.“

Der Rendsburger „*Quickborn*“ hat in seiner Begründung eines von ihm für den Lützenburger Provinzialverbandstag gestellten Antrages die Arbeit des Berliner Verbandes mit der des Hamburger *Quickborn* verglichen. Da der Vergleich zugunsten des letzteren ausgefallen ist, so wird jetzt im „*Gelbom*“ kräftig gegen den Hamburger *Quickborn* zu Felde gezogen. Näheres über diesen Windmühlentkampf finden unsere Leser auf Seite 130 ff.



Theater




Niederdeutsche Aufführungen in Hamburg. Von dem Ernst-Drucker-Theater, als der auf hamburgischem Gebiete befindlichen einzigen Bühne, die dem Niederdeutschen einen breiteren Raum im Spielplan einräumt, kann nur erwähnt sein, daß es seine traditionellen Bahnen weiterwandelt. Der Name dieses Theaters ist sozusagen Programm. Zweierlei Spezialitäten pflegte diese Volksbühne seit vielen Jahren: Hintertreppen- sowie Parisianaschmarren und plattdeutsche Poffen. — Zur Ehre des jetzigen Besitzers beschränkt sich heute der Spielplan auf das bodenständig-plattdeutsche Lokalstück, was um so mehr anzuerkennen ist, als die letzten Herren Landfremde sind. An das Plattdeutsch muß allerdings nicht ein zu strenger Maßstab gelegt werden. In dieser Hinsicht muß das Stammpublikum wohl erst langsam an bessere Kost gewöhnt werden (siehe Scherls „Hinauslesen“). Vorerst kann man zufrieden sein, mit leidlich plattdeutschen, allerdings stark hochdeutsch durchschossenen, locker gefügten „Bildern aus dem Volksleben“ den Spielplan gefüllt zu sehen. Die letzten Schläger waren „Der Schaffner von Linie 7“ von E. Franke und „Die Barmbecker Plätthularen“ von S. Bernhardt. Wir sehen darin nur ein geruchames Weiterwandeln in der von den Hausdichtern der Bühne beliebten Manier. Jedes Bild eine andere Situation, so daß bei jedem Aktluß schon das Ganze hätte „alle“ sein können, eine lockere Handlung, in Aufmachung an die guten alten Berliner Poffen erinnernd und in bezug auf die Rollen dem Personal „auf den Leib geschrieben“. Auch der homo novus Bernhardt, der Autor der Plätthularen „weicht keinen Finger breit von Druckers wohlausgeprobten Wegen ab“. Daß übrigens unter Herrn Mayrings Direktion viel frisches Blut in Gestalt von Autoren und Spielern zugeführt wird, kann dem Ganzen nur dienlich sein.

Alles in allem kann schon jetzt gesagt sein, daß dem Institut, das übrigens unter der Kinokonkurrenz zu leiden hat, ein gutes Prognostikon gestellt werden kann, die redlichen Absichten des Leiters verdienen volle Unterstützung. S. F.

Niederdeutsche Aufführung in Mecklenburg. Der rührige „Plattdütsch Vereen för Rostock un Umgegend“, der kürzlich „Mudder Mews“ Hunderten seiner Landsleute zugänglich machte, hat neuerdings ein Stück aufgeführt, das in der Zeit vor hundert Jahren spielt. Wir lesen über die Aufführungen im Rostocker Anzeiger: Zur Wiedergabe gelangte ein plattdeutsches Volksstück von L. Kreymann, das den Titel „Kasper Pött oder die Franzosen in Rostock“ führt. Der Verfasser ist ein Rostocker, er hat seinen Stoff der prächtigen plattdeutschen Erzählung „Kasper Ohm und ick“ von John Brinckman entnommen und ein wirksames Bühnenstück geschaffen, das von der Drangsalierung, die damals Rostock durch die Franzosen zu erleiden hatte, ein getreues Bild entwirft. . . . Die Aufführung des Stückes erfolgte durch etwa 30 Damen und Herren des Plattdeutschen Vereins für Rostock und Umgegend. An die Darstellung von Dilettanten darf man keinen künstlerischen Maßstab legen, aber soviel darf man mit Fug und Recht sagen, daß sämtliche Mitwirkenden mit Lust und Liebe bei der Sach: waren und ihre zum Teil recht umfangreichen Rollen nach bestem Können und Willen durchführten. — In Plate wurde, ebenfalls durch Dilettanten, ein Volksstück aus den Freiheitskriegen „Ut leege Zieden“ von Dabnke und Welken aufgeführt. Den Zuschauern wurde nach der Mecklenburgischen Zeitung (Schwerin) in lebendigen Bildern die Not unserer Väter in der Franzosenzeit und die Erhebung des Volkes im Frühjahr 1813 vor Augen geführt. Von dem Schulzenhause in Retzchow aus erlebten wir sodann das Gefecht, das die mecklenburgischen Jäger bei diesem Dorfe mit Dänen und Franzosen bestanden, und sahen zuletzt die tapferen Sieger in ihre Heimat zurückkehren. Die Bühne war als Bauernstube bezw. Schulstube wirkungsvoll hergerichtet und der leider etwas zu kleine Raum gut ausgenutzt. Die Hauptsache aber war das durch den dritten Lehrer guteingeübte, wohlgelungene, flotte Spiel. — Wie wir aus Zeitungsberichten sehen, ist das im vorigen Heft besprochene Lustspiel „Dei Riesberg“ von W. Hierow in Büzow, Güstrow und Neukloster i. M. erfolgreich aufgeführt worden.

Niederdeutsche Aufführung in Westfalen. Nach zweijähriger Pause hat die Zoologische Abendgesellschaft zu Münster i. W. die Aufführung ihrer Faschnachts- spiele wieder aufgenommen. Es wurde gespielt das Volksstück „Uffe Dölfsen oder Latinske Buern oder Was kraucht da in dem Busch herum“ von E. Marcus. Nach dem Münsterischen Anzeiger klappte schon am ersten Abend alles tadellos. „Zwar müssen die Mitwirkenden sich noch ein wenig mehr in die patriotische Begeisterung des dritten Aktes hineinspielen: da muß man das künftige Franzosen- blut schon förmlich fließen hören und den Pottstahl, den Schulte Graute Bank- klammer von den feindlichen Nachbarn machen will, schon „in de Piöckel“ sehen. Aber sonst war die Aufführung wie aus einem Guß. Und nicht bloß an den Aktschlüssen, sondern bei jeder einzelnen Nummer braute ein Beifall durch den Saal, daß die Balken dröhnten.“

	Bücherbesprechungen	
Die Verleger werden gebeten, den Büchern stets eine Preisangabe beizufügen. Die Schriftleitung schickt den Verlegern und auch den Verfassern, soweit deren Adresse bekannt ist, Beleghefte ohne besondere Aufforderung zu.		

Arnold Immesen, Der Sündenfall. Mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterverzeichnis neu herausgegeben von Friedrich Krage. Heidelberg 1913. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Germanische Bibliothek, herausgegeben von W. Streitberg, II. Abt., Nr. 8.

In den „Vorarbeiten“ zu dieser Neuauflage, die 1912 als Doktorschrift erschienen ist, behandelt der Verfasser nach der Beschreibung der einzigen Wolfenbüttler Handschrift des mittelniederdeutschen „Sündenfalls“ (ein besserer Titel wäre „Die Erlösung“) (S. 1–6) im Hauptteil seiner Arbeit die Sprache Arnold

Zimmeßens (S. 7–49) und untersucht dann auf S. 50–57 Stand und Heimat des Dichters. Arnold Zimmeßens ist einer der wenigen Dramendichter, dessen Name überliefert ist. Er lebte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Seines Standes war er vermutlich Geistlicher. Woher er stammte, steht nicht durchaus sicher fest. Otto Schönemann, der erste Herausgeber 1855, schloß auf das hieherberühmte Einbeck, Karl Goedeke auf Goslar als Heimat, wofür sich auch eine fast gleichzeitig mit der vorliegenden erschienenen Marburger Doktorarbeit von Wilhelm Hohnbaum entschließt. Friedrich Krage weist als Erster einen „hern Arnde von Ymesßen“ in einer Alfelder Urkunde vom 10. November 1486 nach. Den Ausschlag in der Beweisführung kann aber nur die Sprache geben, und da findet der Verfasser eine Reihe von Merkmalen, welche die Urkundensprache des südlichen Niedersachsens mit der Arnold Zimmeßens gemeinsam hat. Wegen lautlicher Anklänge, besonders aber wegen Übereinstimmungen von Arnolds Wortschatz mit dem Göttingisch-Grubenhagenschen weist er ihm innerhalb des südlichen Niedersachsens in jenem Gebiet seine Heimat an; die Frage nach dem Heimatort, ob Einbeck oder Alfeld, kann auch Krage nicht entscheiden. Ich halte die Frage nach der Heimat des Dichters auch mit diesen fleißigen Untersuchungen noch nicht für restlos erledigt. In dem Kapitel „Quellen und verwandte Dichtungen“ kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß Arnold Zimmeßens außer der Hauptquelle, der Vulgata, für die Sendung Seths ins Paradies (v. 1325–1616) die niederländische Vorlage des zweiten Abschnitts des niederdeutschen Hartebots nicht dieses selbst benutzt habe. Untersuchungen über die Handlung und ihre Darstellung — Fr. Krage hält das Stück durchaus für abgeschlossen — über Vers und Reimtechnik, Vorschläge zur Textverbesserung und Angabe der Abweichungen vom Schönemannschen Text schließen die Vorarbeiten. Dem Text schließen sich kritische Anmerkungen und ein Wörterverzeichnis an. Dr. G. Kublmann.

Das Niederdeutsche Neue Testament, nach Emfers Übersetzung. Rostock 1530. Eine Auswahl aus den Lemgoer Bruchstücken. Mit einer Einleitung. Herausgegeben von Dr. Ernst Weißbrodt. Bonn 1912. A. Marcus und Weber. 32 S. Kl.-8°. Preis 80 Pf.

Diese als Nr. 106 der von H. Liezmann herausgegebenen „Kleinen Texte für Vorlesungen und Übungen“ ist wie diese alle wohl zunächst für den Gebrauch der Studenten bei Universitätsvorlesungen bestimmt. Indes auch den Freund der niederdeutschen Sprache und Literatur wird das Büchlein interessieren.

Man sieht an ihm das alte Wort bestätigt, daß auch die Bücher ihre Schicksale haben. Die Grundlage dieses „Niederdeutschen Neuen Testaments“ ist eine hochdeutsche Übersetzung, die der katholisch gebliebene Herzog Georg zu Sachsen von einem Theologen namens Hieronymus Emfer gleich nach dem Erscheinen von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments hatte anfertigen lassen. Diese Emfersche (hochdeutsche) Übersetzung wurde durch Rostocker Mönche wiederum ins Niederdeutsche übertragen und so gedruckt, vielleicht um 1530. Die Mönche hatten aber für den Druck nicht die Erlaubnis des damals schon evangelischen Rates der Stadt Rostock eingeholt, und dieser hat wahrscheinlich fast alle schon vorhandenen Druckbogen bis einschließlich der Apostelgeschichte (weiter ist, wie Dr. Weißbrodt meint, überhaupt nicht gedruckt worden.) mit Beschlagnahme belegt und vernichten lassen. So ist es gekommen, daß jetzt von diesem Werke nur ein, auch noch nicht einmal ganz vollständiges Exemplar bekannt ist, das der Königlichen Landesbibliothek in Stuttgart gehört und auf dem Titelblatt die Jahreszahl 1530 trägt. Einige wenige Bruchstücke sind über ein paar Bibliotheken verstreut. — Die in dem in der Überschrift genannten Büchlein zum Teil abgedruckten Fragmente hat Dr. Weißbrodt, der Bibliothekar der Lemgoer Gymnasialbibliothek, in den Einbanddeckeln eines 1572 erschienenen und in der genannten Bibliothek befindlichen Buches entdeckt. Es waren etwa zwölf gut erhaltene Druckbogen mit zusammen 128 Seiten in Klein-Oktav-Format. Je sechs und sechs Bogen waren zusammengeleimt, nunmehr aus dem Einband gelöst und dann sorgfältig gereinigt worden. Etwa die Hälfte des darauf gedruckten Textes ist in möglichst vollständigen Abschnitten abgedruckt worden; ganz vermeiden ließ sich freilich der fragmentarische Charakter des Ganzen nicht. Die Texte sind den Evangelien des Lukas und des Johannes sowie der Apostelgeschichte entnommen. Zu Anfang ist ein Stück der Vorrede abgedruckt. Die

biblischen Abschnitte sind fortlaufend, nicht nach Versen abgeteilt, gedruckt; aber die Versnummern finden sich am inneren Rande der Seiten. Jedem mit Vers 1 beginnenden Abschnitt (Kapitel) ist eine kurze Inhaltsangabe („Summa“) vordruckt; der Text selbst ist hin und wieder durch eine Glosse (glos, glose) unterbrochen. Die Glossen enthalten einige geschichtliche Erläuterungen, hauptsächlich aber Hinweise auf die katholischen Lehren und Warnungen vor der „Ketzerei“. Einzelne Fußnoten geben besondere Abweichungen von der Lutherschen Übersetzung an, von der aber, wie Dr. Weisbrodt in der Einleitung sagt, die Emserische und somit auch die Rostocker Übertragung sehr abhängig ist.

Für uns kommt nun nicht der konfessionelle, sondern nur der sprachliche Standpunkt in Betracht, und es würde gewiß nicht uninteressant sein, die Texte dieser Bruchstücke mit anderen niederdeutschen Übersetzungen zu vergleichen. Das würde den Rahmen dieser Besprechung aber weit überschreiten; es mag nur gesagt sein, daß uns diese Textproben ein Bild davon geben können, wie etwa in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Niederdeutsche in Mecklenburg gesprochen und geschrieben wurde. Die Texte enthalten, um nur einiges zu nennen, das Gleichnis vom Sämann (oder von viererlei Acker), Luk. 8, 4—8; die Verse 9—15, Jesu Auslegung, fehlen leider; die Gleichnisse vom verlorenen Schafe, vom verlorenen Groschen und vom verlorenen Sohne, Luk. 15, 1—32; das Vaterunser, Luk. 11, 2—4; die Unterredung Jesu mit der Samariterin am Brunnen, Joh. 4, 1—42; die Speisung der 5000 Mann, Joh. 6, 1—14 usw.

E. Rub. Schnitger.

Plattdeutsche Predigten. Von Jobst Sackmann, weiland Pastor to Limmer bi Hannover. 1680—1718. Leipzig, Inselverlag. 62 S. Preis 50 Pf.

Ein echtes Inselbüchlein! Es zeigt große, schöne Schrift auf gutem Papier in ansprechendem Einband. Den Inhalt bilden nach einer kurzen plattdeutschen Einleitung von Ch. S. Kleukens fünf Predigten Sackmanns, darunter jene, von denen der Sackmann-Biograph Dr. S. Mohrmann (Hannover 1880) sagt: „Nach sorgfältiger Prüfung bleiben nur vier Reden übrig, welche wahrscheinlich von Sackmann gehalten sind. Sie enthalten zum Teil so viele, in den ältesten Drucken mit den aktenmäßig festgestellten Verhältnissen und Daten übereinstimmende Angaben, daß man ihre Echtheit mit der Beschränkung, daß sie von Zuhörern nachträglich aufgeschrieben sind, wohl annehmen kann.“ Eine weitere fügt Kleukens nach mündlicher Überlieferung hinzu. Auch sie kann wohl echt sein, da den Angriffen auf einige seiner Gemeindeglieder und einige Stadthannoveraner auch anderweitig belegte Tatsachen zugrunde liegen. — Die Rechtschreibung des Inselbüchleins ist leicht lesbar. — Der richtige Name des Predigers war übrigens Jacobus Sackman. So hat Sackman alle von ihm bekannt gewordenen Schriftstücke unterzeichnet.

Paul Briede.

Ostfriesisch-Plattdeutsches Dichterbuch mit einer Einleitung: Geschichte der niederdeutschen Sprache und Literatur in Ostfriesland. Von Ad. Dunkmann. 2. Auflage. Aurich 1912, A. S. F. Dunkmann.

Das im August 1911 zuerst erschienene prächtige Dichterbuch liegt schon heute in zweiter Auflage vor. Da die rasche Folge der neuen Auflage zu wenig Zeit zu weiterer Durchforschung des Gebietes der ostfriesischen Dichtkunst übrig ließ, so hat die zweite Auflage im wesentlichen denselben Inhalt wie die erste. Die Einleitung ist jedoch etwas erweitert worden (s. B. durch einen Abschnitt über das Eindringen der hochdeutschen Schriftsprache in Ostfriesland, nach der Dissertation von Louis Hahn). Im ersten Teil der Gedichte ist „De Störm“ von einem unbekanntem Dichter gegen „Ein Kinderpiel aus Olsersum“ getauscht, einige Kinderreime sind neu aufgenommen worden. Im zweiten Teil sind die Gedichte von Gramberg und Bissing ausgelassen worden, weil der Herausgeber nachträglich erfahren hat, daß sie geborene Oldenburger seien. Dagegen sind mehrere Gedichte von F. Sundermann neu eingestellt worden. Die zweite Auflage des prächtigen Buches ist ebenso empfehlenswert wie die erste.

Paul Briede.

Nu lat uns singen. Plattdütsch Leederbot, rutgeb'n vun den „Plattdütschen Provinzialverband“ un den „Verein zur Pflege der Natur un Landeskunde“ in Schleswig-Holsteen, Hamborg un Lübeck, besorgt vun Gustav Friedrich Meyer. Eers Deel: För Schol un Hus (Preis 10 Penn). Zweet Deel: För

Sus un Gelag (Pries 20 Penn). So hem bi Lüdtke & Martens, Bookdrucker, Kiel, Knooperweg 144.

Von dem ersten Teil dieses Buches sind in 14 Tagen 10000 Exemplare verkauft worden und die starke Nachfrage hält noch immer an. Dem jetzt erscheinenden zweiten Teile wird es nicht anders ergehen. — Dem herausgebenden Verein und dem trefflichen G. F. Meyer kann man von Herzen gratulieren zu dieser wunderschönen Sammlung, die sich jeder zulegen sollte, der sich irgend zur plattdeutschen Sprache und Dichtung hingezogen fühlt. Der Fernerstehende ahnt es ja gar nicht, wie groß die Zahl der plattdeutschen Volkslieder ist und wie viele Lieder unserer neueren Dichter es gibt, die den Volksliedern nahe verwandt sind. Ueber 100 Lieder sind in dem Buche enthalten, in dem neben dem eigentlichen Volksliede auch Febrs, Fock, Broth, Stuhlmann und andere vertreten sind, und Komponisten wie Grimm, Gurlitt und Reinecke. G. F. Meyer ist uns als liebevoller Sammler alter Volkspoese und volkstümlichen Sprachguts lange bekannt. Für die Liederbucharbeit hat er „Zupfleger“ (Zoplegers) gefunden in dem Schriftleiter der „Heimat“, in Professor Dr. Mensing und anderen. Aus dem großen Material hat er dann eine Auswahl getroffen, die von feinstem Gefühl für das wirklich Volkstümliche zeugt. Fast jedem einzelnen Liede sind die Noten in sauberem Druck beigelegt worden. Was bisher von plattdeutschen Verbänden an Liederbüchern herausgegeben worden ist, kann sich mit dieser Gabe nicht messen. Dem kleinen mecklenburgischen Buche fehlen die Volkslieder und dem Berliner „Allgemeinen“ mit seinem starken Einschlag von Dilettantismus und den teilweise gewaltsam „unterlegten“ Singweisen sind wohl besonders die bekannten „vielen Rösche“ gefährlich geworden. Eine Vergleichsmöglichkeit bietet allein das lange vergriffene Liederbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, das Meyer bei seiner Auswahl mitbenutzt hat und für das er in seiner neuen Sammlung einen guten und zugleich umfangreicheren Ersatz gegeben hat. Paul Wriede.

De Göderschlächter. Dörpgeschicht ut de Uckermark. Vertelt von Julius Dörr. Mit einem Vorwort von B. Blüthgen. Neue, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Desses Volksbücherei. Leipzig, Hesse & Becker, Verlag. Geh. 40 Pf., geb. 80 Pf.

Dörr ist ein Schüler Reuters — nicht des Läusehdichters Reuters. Ernst und Humor, ergreifende und belustigende Bilder wechseln ab in seinem freundlichen Wertchen oder mischen sich in echter Harmonie. Alles ist bescheidener, anspruchsloser, aber es ist doch tüchtige, gediegene Kunst der Erzählung. Dörr greift nicht wie der große Mecklenburger aus dem Vollen heraus, ihm steht nicht diese göttliche, unwiderstehliche Laune und diese überzeugende Kraft der Menschengestaltung des Stromtid-Dichters zur Verfügung, aber eine Reutersche Gestalt ist ihm gelungen: die Wendisch, und ein Hauch Reuterschen Humors liegt über dem Auftritt, da diese „handfeste“ Drescherfrau dem Juden Nathan ein „Seepbad“ verabreicht. — An Wibbelts letztes Buch „Dat veerte Gebott“ klingt das Thema des Buches im Anfang an: Ein alter Vater im Zwist mit dem eigenen Sohn; dazwischen ein hezendes Weib! Wenn auch Dörr Reuters und Wibbelts überströmende Fülle nicht zu Gebote steht, so halte ich die „Göderschlächter“ doch für eins der besten Bücher der älteren neuplattdeutschen Literatur (zuerst 1884 erschienen). In dem in bezug auf die Zukunft des Plattdeutschen etwas zu schwarzzeherischen Vorwort hätte ich gern Näheres über Leben und Schaffen des Verfassers gefunden. F. Wippermann.

Wät un Pöft. Een Volksstück ut hannoversch Wendland in sief Deel von R. Rente. Lüchow 1911. Selbstverlag.

Der Verfasser, ein alter Rantor aus der Mitte der wendischen Runddörfer, will seinen Volksgenossen zeigen, wie es vor fünfzig Jahren im Wendlande zugegangen ist, er will die alten Trachten, Tänze und Sitten neu beleben und die heimatische Mundart schützen. Deshalb hat er 1905 den „Altertumsverein“ in Lüchow gegründet, hat Trachtenabende veranstaltet und hat dieses Stück geschrieben; wie wir sehen, erinnert diese Wirksamkeit an Hinrich Wriede und seine Finkenwärders Speeldeel, die sich ähnliche Ziele gesteckt haben. Mit dem kritischen Rüstzeug an dieses Bühnenstück hinzutreten, wäre verfehlt. Was Rente gewollt hat, hat er in schöner, treuherziger Weise erreicht: in frischer,

ungezwungener Sprache stellt er die wendländischen Bauern vor uns hin, zeigt sie uns im Krug und in der Epinnstube, beim Burbeer und bei „Röst un Löst“ (Hochzeit und Verlobung), er läßt sie singen und tanzen, wie er will. Schade nur, daß alle Lieder hochdeutsch sind; sollte das Wendland nichts in seiner eigentümlichen Sprache singen können? „Wenn de Spaß nich to düir wär, denn woll'n wi Ju de Stück mal in Hamburg vörfrö'n“, schreibt uns der Verfasser. Und ich glaube wohl, daß wir an Tracht und Sprache, Tanz und Gesang unsere Freude haben könnten. So aber wollen wir uns Mente als verdienstlichen und eifrigen Mitarbeiter an dem großen Werke der Erhaltung und Wiedererweckung niederdeutscher Sprache und niederdeutschen Volkstums merken.

Gorch Fock.

Buernstolz. Ein Stück aus dem Bauernleben in fünf Aufzügen von Mary Harms. Harburg (Elbe) 1912. G. Lüthmanns Buchdruckerei.

Das Stück ist ganz gut gemeint, aber es sind darin kaum Ansätze von Menschengestaltung vorhanden und das Wesen des Dramas ist der Verfasserin noch ein Buch mit sieben Siegeln. Auch fehlt jeglicher Heimatodem. Einzig in der alten Stutenfrau lugt das Leben ein wenig durch die Spalte. Die anderen Bauern sind erdacht, jegliche Handlung und Spannung fehlen. Auch das Plattdeutsch ist nicht rein: edles Waidwerk, bewegen, begeistern und viele andere hochdeutsche Worte kommen vor. Das „Wissingisch“ der Brotfrau ist durchaus verfehlt! Alles in allem: plattdeutsche Gartenlaubendramatik, die wir nicht fördern können.

Gorch Fock.

Ut min Öörp. Gedichte von Toni Wübbens. Mit Buchschmuck von Fanny Wübbens. Verlag von Heinr. Feesche, Hannover 1910. 45 Seiten.

Eine Bereicherung der plattdeutschen Literatur bedeuten diese Gedichte nicht gerade. Auch die gelungensten Stücke bieten nichts eigentlich Neues und Eigenes, stets klingt irgendwie ein bekanntes Gedicht an, worin die jeweilige Stimmung schon einmal künstlerisch zwingenderen Ausdruck gewonnen hat. Erhalten wir somit in keiner Weise neue dichterische Offenbarungen, formelle oder stoffliche Eroberungen lyrischen Neulands, so diskreditiert das Büchlein doch auch nicht gerade die neuplattdeutsche Literatur wie so manches Produkt reinjeliger Versemacher. Manches einfache Stimmungsbild ist ganz ansprechend herausgekommen, nur schlägt eine gewisse Wehmut, die vielfach den Grundton abgibt, gar zu leicht in Sentimentalität um, und für die Ballade reicht, wie einige vollständig mißlungene Versuche zeigen, die Kraft von Toni Wübbens auch nicht entfernt aus. — Sehr hübsch sind mehrere der als Kopfleisten angebrachten Federzeichnungen von Fanny Wübbens, besonders eine Gruppe baumumhөгter Strohdachhäuser.

Jacob Bödemadt.

Mant Muern. Großstadtlieder von Hermann Claudius. 2. vermehrte Dplag. Hamburg 1913. Alfred Jansen. 92 Seiten. Geb. Mk. 2.—

Das bereits früher in diesen Blättern nach Gebühr gewürdigte Buch stellt in seiner schon jetzt notwendig gewordenen zweiten Auflage in mancher Beziehung eine Verbesserung der ersten dar. Claudius hat das Buch nochmals auf Druckfehler und Unebenheiten geprüft und auch inhaltlich einige Verbesserungen vorgenommen. Zwei Gedichte aus der früheren Auflage hat der Dichter eingezogen und 14 andere dafür hineingestellt, die sich dem Ganzen besser anpassen. Die Sprache des vorwiegend hamburgischen Buches ist nicht durchweg hamburgisch, aber jedenfalls handelt es sich in dieser neuen Ausgabe nicht um Flüchtigkeitsfehler, sondern um Abweichungen, die der Verfasser gewollt hat. Daß die Verse nicht mehr, wie früher, um eine gedachte Mittellinie angeordnet sind, kommt der Lesbarkeit sehr zu statten. Bei der hoffentlich bald notwendig werdenden dritten Auflage sollte der Verlag den Buchtitel auf dem Titelblatt durch etwas kräftigere Typen hervorheben.

Paul Wriede.

Ut Noatange. Plattdeutsche Epöaßes, vertelt von W. Reicher mann, Crensbura, Ostpreußen. Achtendet Bandke, Königsberg i. Pr. Ferd. Meyers Buchhandlung 1913. S. 130—192, geb. 70 Pf.

Nach dem vorliegenden 18. Bändchen zu urteilen, gehören alle die „Plattdeutschen Epöaßes“ — ich zähle deren 495 Stück insgesamt — zu den Schädlingen der plattdeutschen Literatur, die nur dazu dienen können, das bißchen Achtung, das in gewissen Kreisen für das Niederdeutsche nur noch vorhanden

ist, vollends zu zerstören. Das ist um so mehr zu bedauern, als in Ostpreußen der plattdeutsche Weizen sowieso schon sehr spärlich blüht.

Dr. G. Kuhlmann.

De Wedd und andere Läschen von Fris Reuter. Wiesbadener Volksbücher Nr. 142. 40 S., Preis 10 Pf.

Das Heft enthält zehn der besten Läschen Reuters, die F. Wippermann sehr gut ausgewählt und mit einer Einleitung versehen hat. Paul Wriede.

Sunnenschten un Wulken von Georg Droste.

Der Verlag ist in unserer Besprechung im letzten Heft, wie er selbst zugeben muß, „mit Recht schlecht weggekommen“; er bittet aber, ihm mildernde Umstände zuzubilligen, da er das Buch fertig gedruckt mit Einbandentwürfen von einem Komitee übernommen und daher auf die Ausstattung usw. gar keinen Einfluß gehabt habe. An der Tatsache vermag diese Bemerkung ja leider nichts mehr zu ändern. Vorsicht ist eben zu allen Dingen nütze.

Dr. G. Kuhlmann.



Aus Zeitschriften und Tageszeitungen



Alle Leser, besonders Autoren und Redaktionen, werden gebeten, uns über das Erscheinen von Aufsätzen aus dem Gebiete der niederdeutschen Sprache und Literatur zu unterrichten. Belegblätter sind erwünscht.

Johann Hinrich Fehrs. Von J. Andresen. (Hamburger Fremdenblatt, 16. Februar 1913.)

Klaus Groth. „Wie R. G. in Kiel heimisch wurde.“ Von Hinrich Ewald Hoff. (Kieler Zeitg., 29. u. 31. Dez. 1912). — „Zwei Briefe Groths an und über John Brinckman.“ Von Fris Wischer. (Die Heimat, Febr. 1913.)

Fris Reuter im Lichte mecklenburgischer Geschichtsurkunden. Von R. Stübe. (Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht, 26. Jahrg., Nr. 12.) — „F. R. und Anton Sommer.“ Von Paul Kannengießer. (Zeitschr. f. dtsch. Mundarten 1912, Nr. 4.) — „F. R. und die Familie v. Bülow.“ Von D. Karig. (Hambg. Correspondent, 10. Jan., Morg.-Ausg.) — „Aus F. R.s glücklichen Tagen.“ Von Gustav Uhl. (Daheim, 8. März.)

Über die Verwertung des Plattdeutschen in der höheren Schule. Von Dr. Paul Alpers (Niedersachsen, 18. Jahrg., Nr. 11.) — „Englisch und Plattdeutsch, mit besonderer Berücksichtigung der Mundarten des Ruhrmündungsgebietes.“ Von F. Wippermann. (Eckbom, 31. Jahrg., Nr. 3.) — „Die pl. Sprache im Norden und Süden des Großherzogtums Oldenburg.“ (Nordwestf. Morgenzeitg., 11. Jan.) — „Lanzlieder aus der Heide“ [Plattdeutsche, mit Noten]. (Niedersachsen, 18. Jahrg., Nr. 9.) — „Die Religion im Volksmunde des Münsterlandes.“ Von Karl Wagenfeld. (Niedersachsen, 18. Jahrg., Nr. 11.)

Eine gemeinsame Schreibweise für die plattdeutsche Schriftsprache. Von Hermann Abels. (Röln. Volks-Zeitg., 2. Jan.) — „De eenheitlich plattdütsch Rechtschriuwung.“ Von Albert Schwarz. (Eckbom, 31. Jahrg., Nr. 5.)



Aus der Vereinigung Quickborn in Hamburg



Erhöhte Jahresbeiträge für 1912/13. Mit herzlichem Dank wird bestätigt, daß seit der letzten Veröffentlichung noch folgende Mitglieder unsrer Vereinigung erhöhte Beiträge gezahlt haben:

a) statt 6 Mark

Nr. 20. — Plattdütsche Vereenigung „Jungs holt fast“ (Altona)

„ 10. — Verein für Vierländer Kunst und Heimatkunde (Neuengamme),
Herren Albert Broscheß, E. A. Buchmann (Hamburg).

b) statt 3 Mark

Mt. 6. — Frau M. Kahle und Fräulein M. Kahle (Wessleben), Herren Prof. G. Chr. Coërs (Wildesheim), Joh. C. Fehrs (Dockenbuden), J. Leopold (Warendorf i. W.), H. Rennö (Blantefese), Baurat Schlöbke (Lüneburg), Carl Schwabel (Bergstedt).

„ 5. — Herr Friß Köster (Cannstadt).

„ 4. — Herren Prof. Herm. Krumm (Kiel), Dr. A. Wrede (Köln a. Rh.).

Der plattdeutsche Verband, der Quickborn und die Nedderdüütsch Sellshopp. Der unter Professor Koopmanns Leitung stehende plattdeutsche Verein „Quickborn“ in Rendsburg hat einen Antrag für den im Mai d. J. in Lütjenburg stattfindenden Provinzial-Verbandsstag ausgearbeitet, der eine Herabsetzung des an den Allgemeinen Plattdeutschen Verband (Berlin) zu zahlenden Verbandsbeitrages bezweckt. Dem Antrag ist eine ausführliche Begründung hinzugefügt, worin der Allgemeine Verband und sein Verbandsblatt „De Eckbom“ mit dem Hamburger Quickborn und seinen „Mitteilungen aus dem Quickborn“ verglichen wird. Dem Quickborn wird nachgesagt, dieser große für Hamburg tonangebende Verein hätte für die plattdeutsche Bewegung eine große Bedeutung, die auch durch die hamburgische Staatsunterstützung ihre Bestätigung gefunden hätte. Von unserer Zeitschrift heißt es: „Een Vereensheit vun den Quickborn ut Hamborg ist uns leewer as en ganzen Toghgang vun' Eckbom.“ Der Rendsburger Antrag ist uns schon vor einiger Zeit bekannt geworden, wir fühlten aber bisher keine Neigung, uns in unserem Blatte darüber zu äußern, da wir ja als einer der vielen dem Verband nicht angeschlossenen Vereine über den Antrag auch nicht abzustimmen haben. Auch das uns in der Begründung des Antrages gespendete Lob hätte uns nicht veranlaßt, aus unserer Zurückhaltung herauszutreten, da wir ohnehin nicht in der Lage sind, alle mündlich, brieflich oder durch die Presse abgegebenen günstigen Urteile über unsere Arbeit in der Zeitschrift abzudrucken. Ein Aufsatz im Eckbom vom 15. Februar zwingt uns jedoch zur Stellungnahme. Er trägt die Überschrift: „To denn Rendsborger Andragg. Von Hermann Quistorf. In'n Afdragg von de Nedderdüütsch Sellshopp, Hammborg. Rechtschriuwint von Rob. Garbe, Hammborg.“ Die Nedderdüütsch Sellshopp, die dem Verband im Jahre 1911 (also im 5. Jahre ihres Bestehens) beigetreten ist, nachdem sie vorher mehrfach von ihm im Eckbom gerade so gut „gerüffelt“ worden ist wie unser Quickborn, verteidigt darin den Verband gegen den Rendsburger Antrag. Sie empfiehlt den Verbandsvereinen, den Verband „to vermünnern“ (!), ihm „nie Apgawen“ zu stellen usw. Den Eckbom hält auch die N. S. für „reformbedürftig“, aber die Reform müsse von innen kommen. Der Verband hätte doch allerlei getan, er hätte auch Vereine gegründet und Vereinsgründer mit Rat und Tat unterstützt. Da heißt es dann weiter: „Of de Vörsitter von denn Hammborger ‚Quickborn‘ hett sit, as wie von denn Verbandsvörsitter weßt, in de eerst Tid Radsläg for sin Arbeit bi denn Verbandsvörsitand halt.“ Wer unsern Vorsitzenden „der ersten Zeit“ (1904–1907), Herrn Schulrat Prof. Dr. Stuhlmann und seine Arbeit auf dem Gebiete der plattdeutschen Bewegung kennt, der kann ohne weiteres die Kühnheit der Behauptung ermessen, er hätte sich von Berlin, vom Verbandsvorstand Ratsschläge für seine Arbeit geholt. Stuhlmann selbst schreibt mir, nachdem ich ihn von der schmurrigen Behauptung in Kenntnis gesetzt hatte: „De Vörsitter von unsen Hamborger Quickborn? — welke Vörsitter? wa heet he? — — vör sin' Arbeit? vör sin' Arbeit in unsen Hamborger Quickborn? — Raadsläg' haalt bi denn Verbandsvörsitand? — waneer? wo? in wat vör'n Saak? — — Da het wol een wat von swarte Püt drööm.“

Noch auch der letzte Absatz des Quistorfschen Aufsatzes erregt unser Interesse! Wir sehen ihn im Wortlaut und „in de Rechtschriuwint vun Rob. Garbe, Hammborg“ hierher: „Of äwer denn Hammborger ‚Quickborn‘ sünd de Rendsborger nich goudd unerriicht. De ‚heil grote Bedüidung' for de plattdüütsche Saak, dei sei am andicht, shall hei sit noch eers winnen. Nich wil hei al grote Apgawen leift hett, is em von den Hammborger Senat ein jörllich Hüßlup bewilligt worrn, sünnern dormit hei son Apgawen, dei hei sit frilich vörnamen hett, utföörn kann. Dat de ‚Quickborn' in ‚apen Feed' mit denn Plattb. Verb. liggt,

ih je richtig; düsse Feed geit äwer nich von denn Verband ut, sünnern von de Quickbornstürunt. Wi kânt unz doch nich up de Ünneinigkeiit beropen, sünnern mä' bi de Födderunt bliwen, dat jederëin, dei mit denn Verband, as hei nu mal ih, nich tofreden wesen magg, am besten deit, an em mittowürken, üm up dei Wiis up sin Stürunt Inskout to frigerⁿ un to bëtern, wat em nich paßt. Dat ih de einzig Wegg, denn Verband to reformern, üm so de ganze platt-düütsche Saal to starken. De Rendsborger Andragg äwer würr nich unß grofe Saal helpen, sünnern kunn licht noch ein Egenbruddeli mer geyen. Un dat wüllt de Herrn doch seker nich."

Daß versucht wird, die Bedeutung unseres Quickborns herabzusetzen, ist von einem Vorstandsmitglied der Nedderdüütsch Sellshopp nicht weiter verwunderlich. Ebenso selbstverständlich ist es, daß von jener Seite die Schuld an der ungeliebt bestehenden „Fehde“ zwischen dem Verband und dem Quickborn ohne weiteres der Leitung des Quickborns zugeschoben wird. Wir gönnen den Herren gern ihr kindliches Vergnügen. Wer hören und sehen kann und — will, dem wird schon ein Blick in unsere Mitgliederliste (die wir alljährlich veröffentlichen, während die N. S. die ihrige und auch die Zahl ihrer Mitglieder aus guten Gründen beharrlich zurückhält) in unsere Jahresberichte und unsere Zeitschrift genügen, um die Anhaltbarkeit dieser beiden Quistorfschen Sätze einzusehen.

Das, was die N. S. Herrn Quistorf über die Gefährlichkeit der „Egenbruddeli“, über die Uneinigkeit und dergleichen sagen läßt, weckt unser frühliches Erstaunen. Diese Ansichten sind ja den N.-S.-Leuten reichlich spät gekommen und entspringen wohl einem — wenn auch nicht offen eingestandenen — Bedauern über frühere Taten. Denn als der Hauptgründer der N. S., Herr Robert Garbe, sein Mißfallen an einem einzelnen Vortrage zum Anlaß nahm, aus dem Quickborn auszutreten und mit 4 oder 5 zu gleicher Zeit austretenden Herren einen neuen Verein (eben die N. S.) zu gründen, da hielt man dort noch nicht, wie jetzt, das Bleiben im Verein oder Verband und das Mitwirken an der Besserung für den „einzigsten Weg“. Und die Uneinigkeit hatte noch kein so unfreundliches Gesicht, als die Herren Garbe und Eimers gegen mich, als den Schriftleiter dieser Zeitschrift, eine Beleidigungsklage anstregten, die dann freilich vom Gericht schon vor Eröffnung eines Hauptverfahrens kostenpflichtig abgewiesen wurde!

Dem Quickborn ist ja die ganze „Egenbruddeli“ der Herren Garbe und Genossen überraschend gut bekommen, viel besser als ihrer N. S. selbst! Denn diese ganze Vereinsgründerei, die tönenden Worte der N.-S.-Leute, die Klage u. a. m. haben mich und andere zu doppeltem Eifer für die Quickborn-Arbeit angespornt, und so ist die N. S. wider Willen zu einer Förderin des Quickborns geworden! In dankbarer Anerkennung dieser ihrer Verdienste möchte ich ihr nun aber doch nahelegen, in ferneren Aufsätzen den Quickborn ebenso aus dem Spiel zu lassen, wie wir es mit ihr tun, wenn sie uns nicht besondere Anregung zum Gegenteil gibt! Um den Hamburger Quickborn hat sich die N. S. doch nun einmal wirkliche Verdienste erworben: warum will sie sich die Freude daran selbst trüben durch solche Auslassungen, wie sie in ihrem Aufsätze Herr Quistorf im Eckbom gegen den Quickborn zum besten gegeben hat?

Im „Eckbom“ vom 1. März nahm der Vorstand Stellung zu dem Rendsburger Antrag. In dieser Auslassung wurde das Bestehen einer „offenen Fehde“ (deren Bestätigung durch Herrn Quistorf der Vorstand eben vorher ruhig in sein Verbandsblatt hatte aufnehmen lassen) mit Recht bestritten. In demselben Blatt erklärte der Vorstand ferner, daß die von Herrn Quistorf aufgestellte Behauptung, daß der frühere Vorsitzende der Vereinigung Quickborn in Hamburg sich vom Vorstandsvorsitzenden Rat für seine Vereinsarbeit geholt habe, „in der Form nicht richtig“ sei. Auch da drängt sich wieder die Frage auf: Warum ließ der Vorstand dann zu, daß diese Behauptung überhaupt in seinem Verbandsblatt ausgesprochen wurde? Sie ist übrigens weder in dieser noch in irgendeiner anderen Form richtig, sondern in jeder Form un wahr. — Der Vorstand wird ehrenhalber nicht umhin können, das auch seinerseits zuzugeben.

Die Erklärung des Vorstandes sowohl als auch ein Aufsatz des Herrn Paul Wernicke (im „Eckborn“ vom 15. März) enthalten noch eine reichhaltige Auswahl gewagter Behauptungen über den Einfluß des Verbandes auf die plattdeutsche Literatur, über Stellung und Arbeit des Verbandes und unseres Quickborns u. a. m. So will der Verband z. B. in Hamburg „die plattdeutsche Bewegung“ ins Leben gerufen haben (wann und wo wird leider nicht gesagt), und der Quickborn soll ein — Ableger des Verbandes sein. Im übrigen bedienen die Herren unseren Hamburger Quickborn so auffällig mit „Zuckerbrot und Peitsche“, mit Lob und Grobheiten, daß man wieder einmal die Absicht merkt und — lächelnd quittiert. Dem „Eckborn“ mögen derartige Aufsätze angebracht erscheinen, denn „kritische Studien und geistvolle Essays darinet ist ehr (den Eckborn-Lesern) nich deent“, meint Herr Wernicke, der es ja wohl wissen muß. Aber da unsere Leser der uns so opferwillig dargebrachten Arbeit doch mehr Geschmack abgewinnen dürften, so wollen wir ihr auch den großen Raum gönnen, den eine Zurückweisung aller Einzelheiten aus jenen Artikeln einnehmen würde. Die Berliner Herren und ihr Anhang würden sich ja doch nicht durch uns überzeugen lassen wollen, und die Kreise, auf deren Urteil es uns weit mehr ankommt, sind ohnehin hinreichend über uns unterrichtet.

Paul Wriede.

Mitgliederversammlungen. (Im Patriotischen Gebäude.) 143. Mitglieder-versammlung. Dienstag, den 7. Januar 1913. Zu einem Vortrage über das plattdeutsche Schrifttum erweiterte Dr. Fr. Castelle aus Münster das ursprünglich angekindigte Thema über den münsterländischen Dichter Ferdinand Krüger. Die ersten Anfänge des neuniederdeutschen Schrifttums im Münsterland find mit der Persönlichkeit Annettes von Droste verknüpft, die mit Wilhelm Juntmann (1811—1885) in regem Verkehr stand, den sie der plattdeutschen Dichtung immer mehr zu gewinnen trachtete, nachdem er recht beachtenswerte Proben besonders in der „Vörgeschicht“ gegeben hatte. Ihr selbst fehlte die starke Anregung, sonst hätten wir vielleicht die Judenbuche plattdeutsch bekommen. Aber mit Annettes Heimgang ist der vielverheißende Vorfrühling zu Ende, und Jahrzehnte dauert es, bis einer seine plattdeutschen Verse niederzuschreiben wagt: Ferdinand Zumbroock (1817—1890), der größtenteils in den Fritz Reuter technisch sogar überlegenen Dönen aufging, unter deren Massen aber auch Perlen bodenständiger Dichtung verborgen liegen, wie eine in Aussicht stehende Auswahl zeigen wird. Erst nach vier Jahrzehnten beginnt die Anregung Klaus Groths wirksam zu werden, zuerst in Ferdinand Krüger, Westfalens größtem Prosadichter, dessen sozialer Roman „Rugge Wäage“ (Rauhe Wege) und „Hempelmanns Schmiede“ (Schmiede), ein fast historischer Roman (1802—1813), zu den besten Werken des Plattdeutschen überhaupt gehören, und von denen der Vortragende eine Probe durch Vorlesung eines Abschnittes aus „Rugge Wäage“ gab. Krüger ist der leidenschaftslose Epiker, der in anschaulicher Breite erzählt und jedes Fädchen zu dem großen Gewebe fein sorgsam ausspinnet. Auf einen neuen Roman von ihm wartet Niederdeutschland mit Spannung, in dessen Mittelpunkt das Problem der alten Bauernkultur stehen soll, deren beredtester Anwalt der ja hier keineswegs unbekanntes Augustin Wibbelt ist. Neben ihm tritt dann jetzt besonders Karl Wagenfeld in den Vordergrund, der treffliche Meister der knappen Skizze, der nach seiner einzigartigen Dichtung „Daud un Düwel“ sich auch dem Drama zugewandt hat mit dem Einakter „Dat Gewitter“, das ein kraftvolles Bauerndrama mit einer gewaltigen Gewitterstimmung verschmilzt, während „Dat Waappulver“ (Gähnpulver) dem Gebiet des Märchens entnommen ist. Beide sind wirklich bühnenfähige Dichtungen, die demnächst die Probe bestehen sollen. Der letzte der vier Großen, die alle aus dem „Poetenwinkel“ Westfalens stammen, ist Hermann Wette, der Dichter kleiner, zarter lyrischer Gedichte, dessen Kunst vor allem, die Vogelstimmen dichterisch lebendig zu machen, wohl von keinem anderen erreicht wurde. — Hatte bereits von dem ersten Augenblick an die frische und packende Art Castelles zu reden den Hörern sichtlich zugesagt, hinter der man untrüglich den Mann erkennt, der im westfälischen Volkstum und in seiner Dichtung zu Hause ist, und dessen Eifer um die plattdeutsche Sache ein heiliger ist, so ließen die Dichterproben, die den

geistvollen Ausführungen folgten, fast die Frage aufwerfen, ob dem Redner oder dem Rezitator das höhere Lob gebühre. Dr. Castelle bewies eine Art des Vortrages, die der landläufigen Art zahlreicher Rezitatoren durchaus entgegen-gesetzt ist. Sie ist frei von jedem Pomp und jeder Theatralik, hinter der sich oft nur die Unfähigkeit, eine Dichtung nachzuempfinden und richtig zu interpretieren, verbirgt, die gerade dem Plattdeutschen besonders gefährlich ist. Hier gefiel wieder der schlichte, aber so warme Ton, der aus dem inneren Nach-erleben und feinstem Verständnis der Dichtungen geboren war. Unvergeßlich wird die gewaltige Sterbeszene aus Augustin Wibbelts „Järschopp“ sein, wo Castelle in allein richtiger Auffassung es unternahm, auch den feinen Humor, den der Dichter in Peter Ohms letztes Stündlein hineinspielen läßt, zum Aus-druck zu bringen und wie er durch diesen Vortrag den Boden bereite für Karl Wagenfelds erschütterndes Lied an den Tod: „O Daud, du büß en hatten Mann.“ Zeigte sich der Vortragende schon hier als Meister in der Charakteri-sierung der Personen, so kam diese Meisterschaft noch ganz besonders zur Gel-tung bei der Mannigfaltigkeit der Typen in „De Probe“ aus Wibbelts „Wind-hof“, wo die Stadt zur Feier der Eröffnung ihres Universalbades den Kaiser-empfang erst einmal zur Vorfrist probt, ein Stück von überwältigender Komik. Nicht endenwollender Beifall, den der Vortragende durch Zugaben aus Wette und Zumbroock beschwichtigen mußte, zeigte, daß das Westfalentum im Grunde uns doch nicht so fremd ist, und bewies, daß Dr. Castelle an seinem Teile wirklich dazu beitrug, den Berg des Mißverständnisses und des Nichtverstehens, der sich zwischen Westfalenland und Niederdeutschland erstreckt, abzutragen. Es war ein Abend, auf den der Quickborn mit großer Befriedigung zurück-blicken kann.

Dr. G. R.

144. Mitgliederversammlung. Dienstag, den 14. Januar 1913. Herr E. Rub. Schnitger, gegenwärtig wohl der beste Kenner der Bedeutung und Geschichte unserer alten hamburgischen Straßennamen, hatte für diesen Abend einen vortrefflichen Vortrag über altstädtische Straßennamen ausgearbeitet, den Herr Dr. Rub. Werner an Stelle des alten Herrn vorlas. An der Besprechung be-teiligten sich Herr Schnitger selbst und außer ihm die Herren Hans Förster, Dr. Fredenhagen, Dr. Rublmann, Dr. Reimers und Johs. Stübe. Den Vortrag bringen wir im vorliegenden Heft zum Abdruck.

145. Mitgliederversammlung. Dienstag, den 28. Januar 1913. Herr Dr. Gott-fried Ruhlmann erfreute die zahlreiche Quickborngemeinde durch einen Licht und Schatten gerecht verteilenden Vortrag über die Brüder Friedrich und August Freudenthal. Ein näheres Eingehen auf den gebaltvollen Vortrag ist an dieser Stelle nicht nötig, da er gelegentlich in den „Mitteilungen“ ab-gedruckt werden soll.

146. Mitgliederversammlung. Dienstag, den 12. Februar 1913. Alt-hamburgische Speicher und Speicher-Ausdrücke war das Thema des heute von Herrn Johs. E. Rabe gehaltenen Vortrages. Gestützt auf die ver-schiedenen hamburgischen Topographien, auf Auszüge aus unserem ältesten Stadt-erhebung und Koppmanns Erläuterungen zu den Kammereirechnungen sowie auf eigene Folgerungen aus der heutigen Wirklichkeit, führte der Redner seine Zu-hörer allmählich von dem Vorgänger des alt-hamburgischen Speichers, dem Kaufmannshause, wie es sich aus dem in die umwallte Stadt gerückten alt-sächsischen Bauernhause entwickelt hatte, bis in die Neuzeit der Freihafenlager-häuser hinein. Er machte es greifbar anschaulich, wie anfangs nur die eine Seite der Straßen unserer Kaufmannsviertel mit Häusern bedeckt wurde, während das Ufer frei liegen blieb, wie dann die großen Plätze an der Rückseite dieser Häuser nach und nach durch Speicher und Mittelgebäude ausgefüllt wurden, bis endlich durch rasche Ausdehnung von Handel und Gewerbe, besonders der sprunghaft aufblühenden Bierbrauerei, auch die noch freiliegenden Uferflächen mit Betriebs-werftstätten, Brauhäusern und Speichern bebaut werden mußten. Diese Speicher, die ausschließlich zur Warenlagerung errichtet wurden, fanden eingehende Würdi-gung und Beschreibung, die sich bis in kleinste und intimste Einzelheiten erstreckte. Nicht einmal die Mäuse, Ratten und Kater wurden vergessen und das ganze Inventar mit den alten plattdeutschen Benennungen unter Angabe der Ver-wendung aufgezählt, nicht ohne daß durch lustige Nebenbemerkungen das Interesse

fortwährend wachgehalten wurde. Man sah die Leute bei der genau beschriebenen „Bummelschaal“ mit den Hundertpfundstücken hantieren, nachdem sie durch Öffnen der „Luken“ die sonst fehlende Helligkeit in die Räume gebracht hatten. Man beobachtete sie bei der Arbeit des Aufwindens und Absegens von Waren und deren weiterer Behandlung und freute sich über den Humor, womit sie in müßigen Augenblicken mittels Pinself und „Martputt“ lustige Zeichnungen und Bemerkungen an die Wände geworfen hatten. Zu allem, besonders zu der holländischen Haspelwinde, teilte der Vortragende die plattdeutschen Bezeichnungen mit, zum Winden selbst die stehenden Kommandorufe („So, winn' op!“ „Haah!“ „Smiet achter!“ „Los lot scheeten!“ usw.), die so kräftig und urwüchsig herauskamen, daß nach Schluß des Vortrages das Bedauern kundgegeben wurde, daß kein Phonograph zur Stelle gewesen sei. Ein guter Teil der Inventarstücke ist noch heute samt seinen plattdeutschen Bezeichnungen im Gebrauch, während die erwähnten Kommandos nicht mehr angewendet werden, wo elektrische oder hydraulische Winden in Betrieb genommen sind. Hier wie bei den Benennungen des Inventars diente durchweg die im Korrespondenzblatt des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung (XXXII, 55 ff.) veröffentlichte Arbeit von Walter Redtslob in Temuco (Chile) als Grundlage, vervollständigt durch persönliche Anfragen. Der Beherrscher des Speichers, des Hausküpers und der Quartiersteute wurde dann eingehend gedacht und der Unterschied zwischen ihnen selbst und den „Arbeitslud“ sowie den „Lud von de Eck“ ausführlich festgelegt, Unterschiede, die keiner der Schriftsteller oder Zeichner, die sich gelegentlich mit der Sache befaßt haben, genügend zu beachten pflegte, wie sich aus verschiedenen mitgeteilten Beispielen ergab. Besonders die Quartiersteute fanden ausführliche Würdigung, wobei mit Recht bedauert wurde, daß bisher nicht einer aus ihrer Mitte sich gemüßigt gesehen habe, seinen Stand in das rechte Licht zu rücken. Beständen darin doch Verbindungen, die seit Jahrhunderten das volle Vertrauen ihrer Kunden zu wahren wußten, ohne daß staatliche Genehmigung oder Innung vorlag. Von den originellen Kelnamen, unter denen sie allgemein bekannt waren, wurde nach den Aufzeichnungen eines ihrer Mitglieder die größere Anzahl (etwa 70) in überaus lustiger Zusammenstellung wiedergegeben und im übrigen der Betrieb dieser Verbrüderungen einfacher Arbeiter bis in die neueste Zeit hinein verfolgt, wo er sich teilweise zu großzügigem Lagerungsgeschäft mit eigenem Speicher, Böden im Freihafen und Vorschüssen auf Waren entwickelt hat. Zum Schluß wurde auch der Ewerführer gedacht, des „Peekens“ ihrer Schuten durch die Flete, ihres Anrufs am Speicher und ihrer Verdrehung der Kaufmannsfirmen. Auch der Zählgesang der Arbeiter bei Übernahme von Waren, besonders von Häuten, wurde wieder vorgetragen.

Nur eine kurze Übersicht über Rabes Mitteilungen kann hier gegeben werden. Der Vortrag selbst wird demnächst in den „Quickborn-Büchern“ erscheinen, und zwar in vervollständigter Form. rw.

147. Mitgliederversammlung. Dienstag, den 25. Februar 1913. Über die plattdeutschen Idyllen von Johann Heinrich Voss führte Herr Prof. Dr. Rosenhagen etwa folgendes aus: Wir pflegen den Beginn des neuniederdeutschen Schrifttums von Klaus Groth und Fritz Reuter an zu rechnen, und mit Recht. Ihr Beispiel und ihr Einfluß hat die junge niederdeutsche Literatur ins Leben gerufen, als Frucht der Romantik ist Mundartendichtung und -forschung entstanden. Aber auch die Schule, die dem volkstümlichen Element in der Dichtung Raum geben wollte, der Hainbund, hat dem Plattdeutschen neuen Boden zu gewinnen versucht, und Johann Heinrich Voss darf das Verdienst beanspruchen, vor der neuen Blütezeit eine Reihe von plattdeutschen Dichtungen ins Leben gerufen zu haben. Zwar ist das Plattdeutsche aus der Dichtung nie verschwunden, aber es war nur Mittel zum Zweck und sollte z. B. in Schauspielen und Opern nur für Unterhaltung von Bauern und Leuten höherer Bildung dienen und in der Hauptsache nur derbkomische Wirkungen erzielen. Joh. Heinr. Voss wählte als erster die Mundart um ihrer selbst willen und hat damit die Mundartendichtung überhaupt eingeleitet, wie er auch Peter Hebel zu seinen Dichtungen angeregt. Der Vortragende gab einen Abriss von Voss' Leben (1751–1826), das einfach und schlicht dahinfließ wie die Art der Dichtung, in der er das Beste geleistet hat, von seinen Jugendjahren in Penzlin

bis zu der Bekanntschaft mit Boie, der Gründung des Hainbundes und der Übernahme der Redaktion des *Musen Almanachs* in Wandersbek, von seiner Amtszeit in Otterndorf und Eutin, wo er 20 Jahre Rektor des Gymnasiums war, bis zu seinen Ruhejahren in Jena und Heidelberg.

Nur zwei plattdeutsche Idyllen hat Boff geschrieben: „*De Winterawend, ene Beerlanner Idylle*“ und „*De Geldhapers*“. Bauern, Vierländer aus unserer Nachbarschaft, sind die Handelnden oder Redenden; keine edelgesinnten Anschuldsbirten Gehrnerscher Idyllen, sondern Niedersachsen, die durch ihr kräftiges, derbes, treffendes Wort sich als echt erweisen. Aber bei alledem guckt doch der Philologe und Übersetzer Boff aus jeder Zeile. Die Hauptanregung zu seinen Idyllen gab ihm Theokrit, dessen von der griechischen Literatursprache abweichender Dialekt, die Sprache der sizilischen Bauern, ihn zweifellos zum Gebrauch des Plattdeutschen veranlaßte. Er kommt von dem Hexameter nicht los, der dem Plattdeutschen sitzt wie eine Zwangsjacke. Das gesprochene Plattdeutsch hält er für „verwahrloset“, deshalb verfärbt er ekkeltisch und schafft „einen Nachhall der sassischen Buchsprache“, damit die Sprache überall in Niederdeutschland verstanden werden möge. Als Übersetzer besonders der großen Epen Homers steht er anders zum Ausdruck als der Dichter. Er grübelt über das einzelne Wort, während der Dichter von der Anschauung herkommt.

Die Vorlesung der beiden Idyllen bestätigte im einzelnen die Bemerkungen des Vortragenden, so daß man zu dem Schluß kam, daß Boff mit diesen Dichtungen eine literarische Kuriosität geschaffen hat, die des Interesses nicht entbehrt, um so mehr als sie nicht ohne Wirkung auf eine Reihe von Zeitgenossen Boff' geblieben ist. Die Zuhörer folgten denn auch den Ausführungen des Redners mit sichtlichem Interesse und kargten zum Schluß nicht mit ihrem Beifall.

Dr. G. K.

148. Mitgliederversammlung. Dienstag, den 11. März 1913. Nach der großen Febrs-Feier der Literarischen Gesellschaft zu Hamburg beging nunmehr auch der *Quickborn* seine Vorfeier des 75. Geburtstages seines Ehrenmitglieds Johann Hinrich Febrs. Im Patriotischen Gebäude hatte sich trotz des ungünstigen Wetters eine recht zahlreiche Zuhörerschaft eingefunden, unter der man auch zwei Söhne des Dichters bemerkte. Zu ihnen sprach der u. a. als Vorbereiter der Gesamtausgabe der Febrschen Dichtungen bekannte Febrs-Kenner Jacob Bödewadt über „Johann Hinrich Febrs als Vorkenner des deutschen Dorfromans“. Nach dem trotz knappster Form sein Thema allseitig beleuchtenden Vortrag, der in dem vorliegenden Heft abgedruckt ist, las die als Verfasserin kraftvoller Novellen bekannte Gattin des Redners, Frau Ingeborg Andresen, eines der schönsten Kapitel aus „*Maren*“ mit anspruchloser Schlichtheit vor.

Druckfehlerberichtigung. Im letzten Heft (Nr. 2) muß es in dem Absatz „zur Rechtschreibung“ in der 4. Zeile heißen „Neuniederländische“ (nicht Neuniederländisch). Auf Seite 89, Zeile 19: Schneiders (nicht Schuhmachers) Buchhandlung, auf Seite 90, Zeile 33: Volksbühne (nicht Volksbücherei).

Die Vereinsbibliothek befindet sich im Deutschen Seminar (Vorlesungsgebäude), Edmund-Siemers-Allee. Die *Quickborn*-bücher werden (mit Ausnahme der Wörterbücher und der ungebundenen Bücher) Mittwochs vormittags von 11 bis 12 Uhr, abends von 8 bis 9 Uhr ausgeliehen. Die Mitgliedsarten sind bei jedem Besuch und bei jeder Bücherentlehnung vorzuzeigen.

Als Geschenke oder Pflichtexemplare (laut § 6 unserer Satzung) sind von den Verfassern eingegangen: Professor Dr. Borchling „Der ostfriesisch-niederdeutsche Sprachschatz“, E. Marcus „*Sonnenblomen*“, Karl Wagenfeld „Über die Pflanzen und ihre Namen“, Dr. Augustin Wibbelt „*Dat veerte Gebott*“ und „*Pastraoten-Gaoren*“, Prof. Dr. K. Wossibdo „*Volksfagen über Kethra*“, F. Wippermann „*De Webd.*“ Endlich gingen einige der in diesen Blättern besprochenen Werke ein, von den Referenten freundlichst der Vereinsbibliothek überlassen.

Allen gütigen Gebern sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

Unser Fehrs-Volksabend findet am 10. April, dem Geburtstage von Johann Hinrich Fehrs, in den Neustädter Gesellschaftsälen (Hamburg, Valentinskamp 40, 42) statt. Vortrag: Gorch Fock, Rezitation: Hans Langmaack, Gesang: Frau Ella Müller-Kastatt. Die Karten hierzu kosten (auch für Mitglieder) 30 Pfennig einschließlich Programm. Es wäre sehr erfreulich, wenn unsere Mitglieder durch Verschicken von Karten weite Volkstreife zum Besuch dieses Abends anregen möchten. Die Karten werden, soweit mindestens 10 auf einmal bestellt werden, den Bestellern portofrei zugeschickt. Eine Gewähr für rechtzeitige Abfindung der Karten kann nur übernommen werden, wenn die Bestellungen bis zum 4. April an die Vereinigung Quickborn, Hamburg 25, einlaufen.

Kleine Vortragsabende. 8. April: Prof. Dr. D. Mensing (Riel) „Das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch“. 22. April: Prof. Dr. C. Borchling „Niederdeutsche Elemente in der gebildeten Umgangssprache der Hansestädte vor 100 Jahren“. 7. Mai: Gorch Fock „Die Seemannssprache“.

Neue Mitglieder.

Herr Heinz Appel, Hannover
 „ Dr. Hans Friedr. Blunck, Altona
 „ H. Boerma, Lingen a. d. Ems
 Frä. S. de Boud
 Herr Prof. Dr. Gustav Brandt, Direktor
 des Daulow-Museums, Kiel
 „ Albert Broschek
 „ J. Christoff
 „ J. S. Ehlers, Altona-Bahrenfeld
 „ Chr. Flemes, Hannover-Buchholz
 „ Ernst Glauner, Lippramsdorf i. W.
 „ Henry Grewe

Herr Dr. John Hoge
 Frä. Grete Klinger, Altona
 „ Anna Kluge, Altona
 Herr Fris Köster, Cannstadt
 „ Jos. Leopold, Warendorf i. W.
 Frä. Auguste Martens
 Herr Henry Rohde, Rellingen
 „ A. Ruben
 „ Adolf Schied
 „ Reserendar Timpe
 „ Dr. R. Bonhof, Bremen
 „ Ernst Wurram, Hildesheim

Literarische Gesellschaft, Münster i. W.

Öffentliche Bücherei und Lesehalle, Kiel

Plattbütsche Vereenigung „Jungs holt fast“, Altona.

(Soweit kein Ort angegeben, ist Hamburg der Wohnsitz der Mitglieder.)

Jahresbeiträge. Der Beitrag für die im Stadt-Postbezirk Hamburg-Altona wohnenden persönlichen Mitglieder beträgt mindestens 6 Mark, für die außerhalb dieses Bezirkes Wohnenden mindestens 3 Mark, für Vereine und Körperschaften ohne Rücksicht auf ihren Sitz mindestens 6 Mark. Die dem Quickborn angeschlossenen Vereine können die Veröffentlichungen (Vereinszeitschrift und Quickborn-Bücher) für ihre Mitglieder zu einem mit dem Verwaltungsrat zu vereinbarenden Betrage beziehen.

Das Vereinsjahr läuft vom 1. Oktober 1912 bis 30. September 1913. Neueintretende Mitglieder belieben den von ihnen zu entrichtenden Beitrag an das Postcheckkonto 6125, Hamburg 11, einzuzahlen oder ihn auf unser Konto „Quickborn“ bei der Vereinsbank in Hamburg zu überweisen. — Die Bewilligung erhöhter Beiträge ist im Interesse unserer Arbeit sehr erwünscht. Aber die freiwillig erhöhten Beiträge wird in den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ quittiert werden. — Die Einladungen zu den Hamburger Veranstaltungen werden nur an diejenigen Mitglieder geschickt, die mindestens 6 Mark zahlen.

Das nächste Heft wird im Laufe des Sommers erscheinen.

Redaktionschluß für dieses Heft 20. März 1913.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft beliebe man zu richten an
 die Vereinigung Quickborn, Hamburg 25.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Paul Briede, Hamburg 25.
 Druck der Druckerei-Gesellschaft Hartung & Co. m. b. S., Hamburg.